

Frankfurter Zeitung

Nr. 495

„1914—1919“.

Unter diesem Titel gibt Herr Ernest Renauld eine „Histoire populaire de la Guerre“ heraus. (Paris, Verlag Lohra 28 Rue d'Assas, VII, 309 S. Fr. 5.50). Das Unternehmen zeichnet sich, nach dem vorliegenden ersten Band zu schließen, dadurch aus, daß es versucht, die Ereignisse etwas objektiver darzustellen, als es die bisherigen französischen Veröffentlichungen getan haben. Renauld hält allerdings daran fest, daß Deutschland die Schuld an dem Kriege trage, aber er verarbeitet doch — unseres Wissens zum ersten Male in Frankreich — auch die Publikationen der Mittelmächte über die Vorgeschichte und den Verlauf des Kriegs. Von ganz besonderer Bedeutung werden dabei die Berichte der belgischen Diplomaten, die von den Deutschen in Brüssel gefunden und veröffentlicht wurden. Die mit Poincarés Antritt der Präsidentschaft in Paris zu entscheidendem Einfluß gelangende nationalistische Politik wird aus diesen Dokumenten klar beleuchtet. Renauld deutet auch auf die eigentümliche Rolle hin, die Poincaré bei seiner Reise nach Petersburg im Juli 1914 gespielt hat. Darnach hat Poincaré zweifellos auf die späteren russischen Entschlüsse eingewirkt, wenn es auch nicht direkt nachzuweisen sein mag, daß er zum Krieg getrieben hat. Im August 1915 war der frühere französische Minister Cruppi beim Zaren, der ihm mit besonderem Nachdruck sagte:

„Ich habe immer im Geiste die feste Sprache vor mir, welche der Präsident der Republik vor mir geführt hat, als er am 22. Juli Rußland verließ.“

Renauld schließt daraus, daß Poincaré Frankreich verpflichtet (engagé) hat, bevor die Stunde der diplomatischen Spannung eingetreten war und bevor er wußte, wozu er Frankreich verpflichtete.

Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

Nr. 870.

## Die Deklassierung Europas.

Von

Dr. Richard Bahr.

Carl Brodhhausen, der an der Wiener Universität Staats- und Verwaltungsrecht lehrt, hat in diesen Tagen, da die Erinnerung an den Kriegsbeginn uns lebhafter noch denn sonst vor der Seele steht, im Verlag der Wiener Viterarischen Anstalt ein nachdenkliches kleines Buch erscheinen lassen, das es verdient, von Hand zu Hand weitergegeben zu werden: „Europa 1914 und 1924 (Bild und Gegenbild)“.

Professor Brodhhausen gehört zu jenen in einer gewissen geistigen Oberschicht der alten Monarchie nicht ganz selten Männern, die von Haus aus kosmopolitisch gestimmt waren. Sie wurzelten tief in deutscher Sitte und Bildung, und auch die Art ihres Empfindens war und blieb deutsch von Grund auf. Dennoch erschien ihnen das Nationale in allen seinen Abwandlungen und Konsequenzen nur als eine geschichtliche Kategorie, verhältnismäßig gleichgültig neben der höheren Ordnung des Weltbürgertums, der zuzustreben und den Weg zu bereiten, nicht ohne den Schwung, den ein großes Ziel leiht, sie sich mühten. In dem alten Oesterreich, das allen seinen Stämmen und Völkern (am wenigsten freilich den Deutschen) ein so großes Maß von Nachsicht und Duldung erwies, glaubten sie einen Teil ihrer Wünsche bereits verwirklicht zu sehen. Es bedeutete ihnen den Mikrokosmos (dem einen oder anderen aus diesem Kreise bedeutete es natürlich noch unendlich mehr), in dem die zukünftige Entwicklung, die sie ersehnten, schon vorgebildet schien. Da war das Völkerparlament, das gleichberechtigte, (in der Theorie) friedliche Nebeneinander der Sprachen und Arten, die national gemischte Regierung. Man brauchte den Rahmen nur weiter zu spannen, und die „Vereinigten Staaten von Europa“, das Traumbild aller Wirklichkeitsflüchtigen von der „Liga für Freiheit und Frieden“ bis auf den jungen Grafen Richard Coudenhove, war fertig.

Es ist kein Anlaß, überheblich und hochmütig solche Anschauungen zu schelten. Sie waren erwachsen im Schatten des deutschen Klassizismus und der idealistischen Philosophie, und die Verhältnisse in der Donaumonarchie hatten ihnen dann die besondere Ausprägung gegeben. Es galt, dem Staat, in den man hineingeboren war und den man liebte (mit demselben Recht, wie der Altpreuße innerhalb des Reichs seinen Heimatstaat immer noch liebt), und der von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße benannt und bezweifelt wurde, eine neue, wenn man will, philosophisch untermauerte, Begründung zu schaffen, tief genug gegraben, um dem Wandel und den Stürmen der Zeiten zu trotzen. Krieg und Friedensschlüsse haben mit dem Habsburger Staat auch dieses Idealbild, das manche seiner reifsten und subtilsten Geister hegten (auch der verstorbene Lammasch zählt hieher und, mit einigen Abschattungen, wohl selbst der Bundeskanzler Seipel), in Trümmer gelegt. Auch auf diesem immerhin leichter übersehbaren Experimentierfeld des Völkerstaats von rund 50 Millionen ward er-

wiesen, daß, wie Georg v. Melow es einmal nicht übel ausdrückt, der Menschheitsbegriff ein Leerbegriff ist. Man darf nicht erwarten, daß derlei Sehnsüchte darum schon spurlos fortgeschwemmt wurden. Durch alle Publikationen der Männer aus dem alten Oesterreich zieht sich wie ein wehmütiger Unterton etwas von der Bingerischen Weise: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.“ Auffassungen, die Wesen und Wirken des ganzen Menschen bestimmten, sind im Herbst des Lebens nicht mehr aus der Seele zu reißen. Auch Brodhhausen, wenngleich er als Gegenwartsaufgabe nun erkennt, daß zunächst jede Nation zu einer höchstmöglichen Vollenbung sich entwickle, baut mit der Kraft der liberalen Utopie doch noch auf den seligen Endzustand, der, wie er glaubt, zuversichtlich eintreten möchte, sobald man nur, nach Herstellung der nationalen Selbstbestimmung der Völker, neben das Oberhaus des Völkerbundesrats ein Volksparlament des Völkerbundes als Unterhaus setzte. Dennoch hat dieser Kosmopolitiker aus Anlage und Ueberzeugung, dem erst die harte Empirie der letzten fünf Jahre den Sinn für die Bedeutung des nationalen Moments weden mußte, die bislang schärfste und wichtigste Anlage gegen die 1919 unternommenen Versuche, die Welt zu befrieden, geschrieben. Weshalb man noch auf lange hinaus gezwungen sein wird, von des Professors Carl Brodhhausen Arbeit zu reden.

Um nicht mißverstanden zu werden: Keiner von den üblichen „flammenden Protesten“, keine Anhäufung starker und verlegender Worte. Die Wucht der Brodhauseischen Anlagen liegt in der Kraft seiner Beweisführung. Eigentlich klagt er nicht einmal an. Er stellt nur fest. Nämlich dieses: daß, derweil die Welt zu Konzentration, Zentrifugation und Zusammenfassung drängt, Europa sich zersplitterte. Daß die Zahl der europäischen Zwergstaaten auf ungefähr ein Dutzend stieg, die Zahl seiner staatlichen Gebilde überhaupt von 26 auf 34 oder, je nachdem man die Selbstständigkeit der föderierten Sowjetrepubliken einschätzt, gar auf 38. Vor dem Frieden lagen bis auf die Schweiz und Serbien alle Staaten Europas am offenen Meer. Daß Serbien nicht an ihm lag, war ein Anlaß, nicht der einzige, aber doch einer mit, zum Kriege. Jetzt sind Tschechien, Deutschösterreich, Ungarn von der See abgeschnitten, und für Polen ward, so Reibungsflächen wie Unbill mehrend, die Kunstschöpfung des Korridors ertüffelt. Vermehrte Grenzen, vermehrte Kriegsmöglichkeiten, auf alle Fälle aber eine schier unerträgliche Behinderung und Belastung von Wirtschaft und Verkehr. Immerhin, man würde es hinnehmen, möchte wohl nach und nach selbst damit sich ausöhnen, wenn nun wirklich das nationale Problem, das vor dem Krieg den Kontinent bald stärker, bald leiser erbeben ließ, gelöst worden wäre. Wenn die in früheren besseren Tagen von Thomas Masaryk veredelte alte tschechische Vohlt-Parole „svujk svemu“ in der Form von „Volk zu Volk“ der Umgestaltung der Staatenkarte die Richtung gewiesen hätte. Indes, die „Befreiung der unterdrückten Nationen“, für die, angeblich, man in den Krieg gezogen war, sprang in der Praxis des Friedens in ihr, nicht nur dialektisches, Gegenteil um. Nationalstaaten

Wenden.



hatte man schaffen wollen, Nationalitäten-  
staaten wurden daraus. In Polen wie in  
der Tschechoslowakei erreichen die Nicht-  
slawenengenossen nahezu die Hälfte der Be-  
völkerung, in Jugoslawien zählen die führen-  
den Serben genau 50 %, in Großrumänien  
die Rumänen 71,5 %. Auch Frankreich und  
Italien, die ehemals national fast ein-  
heitlichen, haben nun Fremdkörper im  
Blut. Alles in allem setzen heute  
47 Millionen Europäer unter volksfremder  
Herrschaft. Das härteste Los traf dabei die  
Deutschen, die man auseinanderzerrt, zerteilt  
und, nicht anders als im Jahrhundert der  
Konvenienzpolitik, wie eine willenlose Herde  
hin- und herschob. Allein den Polen hatte  
das Reich 2,5 Millionen kerndeutscher Bürger  
zu überliefern, 1,5 Millionen den Franzosen  
und je 50 000 Belgiern und Dänen. Noch  
größer, im Verhältnis, war der Verfall am  
österreichischen Deutschtum. Das verlor  
3,2 Millionen Deutsche an die Tschechen,  
0,8 an die Rumänen, weitere 0,8 an Süd-  
slawen und Italiener zusammen. Der düsterste  
Zug im Antlitz des zeitgenössischen Europa  
aber blieb, daß alle diese national gemischten  
Staaten mit dem Anspruch auftraten und  
von der Fiktion lebten, rechtschaffene und reine  
Nationalstaaten zu sein. Und daß nun im  
Angezicht der demokratisch gewordenen Welt  
ein Unterdrückungssystem anhub, das (die  
nachträgliche Anerkennung auszusprechen, ist  
mir ein wahrhaftes Bedürfnis) alles hinter  
sich ließ, was etwa die Deutschbalten vom  
russischen Zarismus zu erdulden gehabt  
haben. Was sich tagaus tagein in dem Be-  
lang vor unsern Augen abspielt, ist eine  
fortgesetzte Verhöhnung jener Aufklärung, von  
der doch auch die Friedensstrafzate ihren  
„ideologischen Ueberbau“ bezogen hatten. Ist  
im einzelnen so aufreizend, daß einmal, nur  
ein einziges Mal, auch den an der Schwelle  
der 70 stehenden Brodhäufen, diesen milden,  
von Versöhnungsmelodien erfüllten Welt-  
bürger, die Ruhe verläßt und sprudelnd, fast  
sich überstürzend, leidenschaftliche Sätze seiner  
Zeder entströmen: „Entnationalisieren, das  
bedeutet gewiß nicht, daß man diese Menschen  
(in Europa rund 50 Millionen) ermordet.  
Nein; ihre Körper läßt man leben, nur  
ihre Seelen sollen ihnen genommen  
werden. Dem Kinde wird die Muttersprache  
geraubt, dem Erwachsenen die Geschichte seines  
Volkes, seine Dichter, seine Propheten; dem  
reisende die Hoffnung auf das Fortleben seines  
Stammes. Um auf angelammtem Heimatboden  
den Menschen binnen kurzer Zeit ihre Nationa-  
lität zu nehmen, müssen jene Greuel wiederholt  
werden, welche aus den Zeiten der Religions-  
kriege so wohlbekannt sind. Es ist so viel Gewalt  
und Gemeinheit, so viel Töde und Bosheit, so  
viel verschämte und unverschämte Ungerechtig-  
keit erforderlich, daß vor diesem sittlichen Ab-  
grund sogar manche Kriegsgreuel verblasen.  
Zweideutige Gesetze müssen geschaffen, gewissen-  
lose Richter und brutale Verwaltungsbeamte  
ernannt werden; Priester müssen ihre Glau-  
benslehren, Lehrer ihre pädagogischen Grund-  
sätze, Forscher ihre Wahrheitsliebe verleugnen.  
Unter dem Schein von Wohlfahrtsanstalten  
werden Enteignungen vorgenommen, soziale  
Einrichtungen zum Seelenfang mißbraucht. Es  
ist ein Kleinkrieg, eine Summe von Guerilla-  
gefehren mit den widerlichsten Mitteln.“

\*

Man soll diesem edlen Pathos des Kosmo-  
politikers, der, da es Abend werden will, schier  
unbewußt sein deutsches Volk entdeckte, nichts  
hinzufügen. Aber man soll, es wiederhole,  
seine Arbeit weitergeben. Weil sie mit heiligem  
Ehrgeiz die Stelle weilt, von wo dieses zum  
Kolonialland gewordene, deslasierte Europa  
die wirkliche und innerliche Befriedung der  
Welt bedrängt. Es gibt Dinge, heißt es in Geb-  
hels Maria Magdalena, über die kein Mann  
hinweg kann. Auch im Leben der Völker gibt  
es solche Dinge. Man sollte beizeiten vorbeugen.

## Der Sturz Delcassés.

DVG. Schon im Jahre 1905 anlässlich der Marokko-Erste stand Europa einmal am Rande eines Weltkrieges; nur durch den Sturz des französischen Außenministers Delcassé wurde der Ausbruch eines Kampfes verhindert. Seine deutschfeindliche Gesinnung hatte sich in der ganzen Zeit seiner Außenministerschaft gezeigt. Die Krise selbst wurde aber dadurch hervorgerufen, daß er mit England und Spanien Verträge über ihr Desinteressement bzw. die Abgrenzung ihrer Interessensphären in Marokko geschlossen hatte und daraufhin, ohne sich um die deutschen Interessen zu kümmern, den französischen Gesandten sich dem Sultan gegenüber als den Mandatar Europas bezeichnen ließ, was die Einleitung eines französischen Protektorats über Marokko bedeutete. Diese Nichtachtung ihrer Interessen empfand die deutsche Regierung als eine direkt feindliche Handlung, deren stillschweigende Duldung eine schwere diplomatische Niederlage und einen starken Prestigeverlust bedeutet hätte. Seit diesem Zeitpunkt begann die deutsche Regierung die Person des Herrn Delcassé, der in seiner Deutschfeindlichkeit zu Verhandlungen mit Deutschland nicht bereit war, als ein Hindernis für jede deutsch-französische Verständigung zu betrachten. Wir veröffentlichen hier einen Bericht aus dem in Kürze erscheinenden 20. Bande der Großen Altenpublikation des Auswärtigen Amtes\*) über die Vorstellungen, die die deutsche Regierung bei dem französischen Ministerpräsidenten Rouvier über die Führung der Geschäfte durch Herrn Delcassé seit seinem Amtsantritt erhob — Vorstellungen, die für den acht Tage später erfolgenden Sturz des Ministers nicht ohne Bedeutung gewesen sind.

### Aufzeichnung des Ersten Sekretärs bei der Botschaft in Paris von Liquet.

Reinschrift. Vom Botschafter Fürsten von Radolin am 30. Mai dem Reichskanzler überandt.

Paris, den 30. Mai 1905.

Da Herr Ministerpräsident Rouvier Herrn Begolt\*\*) gebeten hatte, heute zu ihm zu kommen, so hielt ich es trotz der Festlichkeiten für den König von Spanien für zweckmäßig, an Stelle des Herrn Begolt noch heute mit Herrn Rouvier zu sprechen und bei ihm den mir von dem Herrn Reichskanzler erteilten hohen Auftrag auszurichten.

Zu Anfang der mehr als eine Stunde währenden Unterhaltung sagte ich, ich sei nach Berlin gefahren, um einen direkten Eindruck von der dort herrschenden Beurteilung der durch die Marokkoangelegenheit geschaffenen Lage zu gewinnen, und sei von dem Ernste betroffen gewesen, mit welchem man von den Gefahren der Delcasséschen Politik spreche.

Der Herr Reichskanzler habe mich beauftragt, im Einverständnis mit dem Herrn Botschafter, Fürsten von Radolin, seine Auffassung von der Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen ganz offen darzulegen, da er Wert darauf lege, über die in Deutschland herrschende Stimmung keinen Zweifel zu lassen und zu zeigen, daß er dem Ministerpräsidenten mit Vertrauen entgegenkäme. Ich persönlich könne jetzt um so freier hierüber reden, als ich nicht mehr der hiesigen Botschaft angehörte, sondern nach Petersburg versetzt worden sei; einen Auftrag, zu verhandeln, hätte ich hierbei nicht.

Der Herr Reichskanzler habe von vornherein mit Frankreich gute Beziehungen unterhalten wollen; abgesehen von den rein politischen Gründen, sei er auch persönlich Frankreich gegenüber sehr günstig gestimmt gewesen, da er eine Erziehung in französischer Sprache genossen habe und an seinen langen Aufenthalt an der Kaiserlichen Botschaft in Paris die beste Erinnerung bewahre. Er habe geglaubt, daß die beiden Länder sich gegenseitig gute Dienste leisten könnten. Deutschland habe daher zahlreiche auf diese Gesinnung hinweisende Schritte getan, welche jedoch leider bei Herrn Delcassé nicht das richtige Verständnis gefunden hätten. Die vielfachen Äußerungen der Höflichkeit und des Entgegenkommens von deutscher Seite hätten sogar manchen Kreisen in Deutschland als sehr weit-

gehend erschienen. Zu seinem eigenen Bedauern habe der Herr Reichskanzler sich allmählich davon überzeugen müssen, daß die französische Politik uns gegenüber wenig freundlich und nicht einmal immer aufrichtig gewesen sei. Da er schon länger als Herr Delcassé an der Spitze des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten stehe, so habe er die auswärtige französische Politik mit der größten Aufmerksamkeit Punkt für Punkt während der letzten sieben Jahre beobachten können. Hierbei seien ihm unter anderen fünf verschiedene Angelegenheiten aufgefallen, bei welchen der Mangel an Entgegenkommen seitens des Dualismus sich offenbar habe.

Erstens: Die Anfrage wegen der portugiesischen Kolonien im Jahre 1898 sei an Frankreich gerichtet worden.

\*) „Die Große Politik der Europäischen Mächte 1871—1914.“ Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Wendelssohn Bartholdy, Friedrich Thimme. 4. Reihe: „Die Völkerung der Weltmächte.“ Erste Abteilung: Band 10 bis 21. Im Verlage der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin W. 8.

\*\*) Vermittler zwischen Rouvier und der deutschen Regierung.

tet worden im Hinblick auf die in Deutschland und Frankreich untergebrachten portugiesischen Anleihen. Sie sei daher nur gegen Portugal, nicht aber gegen England gerichtet gewesen. Herr Hanotaux habe in sehr korrekter Weise geantwortet, man werde sich mit dem interessanten Vorschlage beschäftigen, er könne jedoch selber nicht mehr Stellung dazu nehmen, da ein Wechsel im Ministerium eintrete. Sein Nachfolger, Herr Delcassé, habe seither keinerlei Antwort auf die deutsche Anfrage gegeben. Erst mehrere Jahre später, als in der „Revue parlementaire“ ein wahrscheinlich von Herrn Hanotaux inspirierter Artikel über den Vorgang erschien, sei der Marquis de Noailles in der Wilhelmstraße erschienen, nicht etwa, um die erwartete Antwort zu erteilen, sondern um allgemeinlich zu fragen, wie es um die Angelegenheit stünde. Nach so langem Warten habe man jedoch keine Veranlassung gehabt, hierauf näher einzugehen, und dies um so weniger, als die Politik des Herrn Delcassé inzwischen schon anderweitig Mißtrauen erregt hätte. Wenn Herr Léon meine, Deutschland habe damals die Garantie des allgemeinen Besitzstandes verlangt oder eine dritte Macht habe angedeutet, es werde zu dieser Forderung kommen, so beruht dies auf einem Irrtum. Die deutsche Regierung habe ausdrücklich nur von der Regelung von Einzelfragen gesprochen und sei übrigens für die etwaige Dazwischenkunft dritter Staaten nicht verantwortlich zu machen.

Hierauf erwiderte Herr Rouvier, die von Herrn Léon gegebene Erklärung der Nichtbeantwortung sei allerdings nicht richtig, da die Besitzstandsgarantie nur bei einer anderen Gelegenheit zur Sprache gekommen sei. Die französische Regierung habe später nicht mehr geantwortet, weil, wie Herr Delcassé gesagt habe, Deutschlands Wünsche sachlich schon schon erfüllt worden seien.

Zweitens: Vor der Räumung von Schanghai habe Deutschland bei England, Frankreich und Japan angefragt, ob man nicht von China verlangen solle, daß es im Yangtseki keinerlei Vorteile irgendeiner Macht gewähre. Frankreich sei hierauf nicht eingegangen, habe jedoch, soweit wir wenigstens von Peking her darüber unterrichtet seien, gleichwohl eine Erklärung in diesem Sinne von sich aus von der chinesischen Regierung verlangt und auch wohl erhalten, hierüber jedoch im Selbstbuch keinerlei Angaben gemacht.

Der Ministerpräsident sagte, er wolle sich über die Vorgänge bei der Räumung von Schanghai näher unterrichten.

Drittens: Bei der Besprechung der Bagdadbahnangelegenheit meinte der Ministerpräsident, es sei wohl nicht unbekannt, daß eine Frankreich nahestehende Macht auf Herrn Delcassé eingewirkt habe. Uebrigens könne man auf diese Angelegenheit noch zurückkommen, es stünde nichts im Wege, die Verhandlungen wegen der Beteiligung des französischen Kapitals wieder aufzunehmen. Ein ab-

Wille wenden.



schließendes Urteil über diese Angelegenheit könne man bisher noch nicht geben. Ich erwiderte, es sei mir nicht bekannt, ob die deutsche Regierung hierüber anderweitige Verhandlungen wünsche, ich hätte diesen Fall nur erwähnt, um zu erklären, warum das Mißtrauen gegen die Politik des Herrn Delcassé in Deutschland von Fall zu Fall zugenommen habe.

**Viertens:** Vor zirka zwei Jahren, so fuhr ich fort, seien der deutsche und der französische Vertreter in Haiti beleidigt worden. Der Herr Botschafter habe damals bei Herrn Delcassé wegen gemeinsamer Entsendung von Kriegsschiffen angefragt. Der Minister habe zuerst in der höflichsten Form die Prüfung des Vorschlages angelagt; als es jedoch später zur eigentlichen Beantwortung der Frage kam, hieß es, die französischen Kriegsschiffe seien bereits nach Haiti abgegangen, so daß das gemeinschaftliche Vorgehen nicht mehr nötig sei.

**Fünftens:** Die Marokkoangelegenheit habe schließlich das Maß vollgemacht und von neuem gezeigt, wie wenig Vertrauen Herrn Delcassé entgegenzubringen sei. Durch die verschiedentliche Erwähnung der Marokkoangelegenheit durch den Herrn Reichskanzler sei Herrn Delcassé absichtlich Gelegenheit gegeben worden, sich zu äußern; er habe dies aber unterlassen. Die freundliche Haltung des Herrn Reichskanzlers habe also auch hier ihre Wirkung verfehlt. Als dann Herr Jaures in der Kammer äußerte, er billige den englisch-französischen Vertrag, wenn dieser keine Spitze gegen Deutschland enthalte, habe die französische Regierung diese Gelegenheit nicht benutzt, eine für Deutschland genutzende Erklärung abzugeben. Hierzu meinte Herr Rouvier, er sei damals krank gewesen.

Zu den Berichten aus Fes wiederholte Herr Rouvier seinen Zweifel an der Erklärung der marokkanischen Behörden, indem er meinte, bei den Uebersetzungen durch Dolmetscher müsse ein Irrtum untergelaufen sein, vielleicht würden weitere Berichte noch Aufklärungen schaffen. „Ich fasse die Lage so auf,“ fuhr Herr Rouvier fort, „daß nach der Beendigung der Berichte des Grafen von Tattenbach weitere Verhandlungen über Marokko stattfinden könnten.“

Hierauf entgegnete ich, ich wüßte nicht, ob dies nach den Berichten der Fall sein könnte, glaube keineswegs, daß nach dem von uns eingenommenen Standpunkt Sonderverhandlungen möglich seien, und wüßte, daß nach allem, was vorgefallen sei, der Leiter der französischen auswärtigen Politik nicht mehr genügen

Arbit in Deutschland bejahe. Diese Auffassung sei in Deutschland sehr befestigt; der Herr Reichskanzler habe sich zu ihr aus seinen eigenen Beobachtungen heraus und zu seinem Bedauern bekennen müssen, und zwar trotz der Berichte des Fürsten Radolin, welcher stets in der verständlichsten Weise bemüht sei, bei der Beurteilung der deutsch-französischen Beziehungen das Gute hervorzulehren und ausgleichend zu wirken.

Aus Rücksicht auf Frankreich habe der Herr Reichskanzler der Presse von den Einzelheiten noch keine Kenntnis gegeben, sei aber überzeugt, daß er, wenn es zu einer Veröffentlichung kommen müsse, ganz Deutschland hinter sich haben werde. Man möge nicht in den Fehler verfallen, das in der französischen Presse aufgebrachte Wort vom dem deutschen Bluff als zutreffend anzunehmen. Die deutsch-französischen Beziehungen hätten, um mich eines mir in Berlin mitgeteilten Ausdrucks zu bedienen, lange Zeit wie ein Dornröschen geschlafen, es sei nur zu hoffen, daß es kein unangenehmes Erwachen gäbe. Eine Aenderung der jetzigen Lage sei vor allem durch einen Wechsel in der Leitung der auswärtigen französischen Politik zu ermöglichen.

Herr Rouvier beendete die Unterhaltung, indem er sagte:

„Ich nehme von diesen Erklärungen Akt, danke sowohl dem Herrn Reichskanzler wie dem Herrn Botschafter auf das verbindlichste, muß jedoch hinzufügen, daß es sich bei der Verquickung mit Personenfragen um außerordentliche Schwierigkeiten handelt; allerdings muß, daß sehe ich ein, auf alle Fälle eine Aenderung der jetzigen Lage herbeigeführt werden.“

Ich hatte beinahe den Eindruck, als glaube Herr Rouvier nicht an die Möglichkeit, Herrn Delcassé in nächster Zeit beiseitigen zu können, und als wolle er im Notfalle selber demissionieren, um die Verantwortung abzulehnen.

Miquel.

Wie schon anfangs bemerkt wurde, erfolgte trotzdem acht Tage später der Sturz Delcassés, und man hat Grund anzunehmen, daß die deutschen Beschwerden dabei erheblich in die Waagschale gefallen waren.

Randbemerkungen des Grafen von Bülow:

<sup>1</sup> D. h. die von Delcassé.

<sup>2</sup> ?

<sup>3</sup> wann und wo denn?

<sup>4</sup> Wollen wir das tun?

<sup>5</sup> und sehr friedlich-freundliche.

Münchener Neueste Nachrichten

Nr. 2

## Molierung der Mittelmächte

Von  
Friedrich Schenke

### Die Ereignisse

Die Altenpublikation des Auswärtigen Amtes, die unter dem Titel „Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871 bis 1914“ bisher bereits 18 Bände umfaßt, ist in diesen Tagen durch die erste Hälfte der vierten Serie auf 21 Bände vergrößert worden. Die Herausgeber, Dr. Lepsius, Professor Wendelssohn-Bartholdy und Dr. Thimme, haben sich von der Ueberzeugung leiten lassen, daß die letzten Jahre unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges für die Erforschung der tieferen Ursachen der Katastrophe von 1914 besonders wichtig sind und daß daher das Dokumenten-Material der Öffentlichkeit möglichst lückenlos vorgelegt werden muß. Daher tritt notwendigerweise eine Verbreiterung des Quellenstromes ein, die der Historiker der jüngsten europäischen Vergangenheit wohl nur begrüßen wird.

Was nun den Inhalt der vorliegenden Teilgruppe anbelangt, so muß er als überaus aufschlußreich, ja sogar bis zu einem gewissen Grad sensationell bezeichnet werden. Es werden der Hauptsache nach — im 19. Band — „Der Aufbruch Japanische Krieg“ und — im 20. und 21. Band — „Die erste Marokkokrise“ behandelt. Die einschlägigen Jahre 1904 und 1905 sind für die Geschichte unseres Weltteils von grundlegenden und — unter dem deutschen Gesichtspunkt beurteilt — von verhängnisvoller Bedeutung. Denn sie führen alles in allem zur Molierung der Mittelmächte, also zu jener Konstellation, die der eigentliche Ausgangspunkt für den bewaffneten Zusammenstoß geworden ist. Bei der Spaltung Europas in die beiden Mächtegruppen: Dreibund und Zweibund oder: Deutschland — Oesterreich — Italien und Frankreich — Rußland konnte man noch mit einem gewissen Rechte von einer Art von Gleichgewicht sprechen, bei dem sich beide Seiten ungefähr die Waagschale hielten, weil sich ihr Kräfteverhältnis gegenseitig entsprach. Nun aber neigt sich, gerade in der genannten Zeitspanne, diese Waagschale rapid und entscheidend zu Gunsten des Zweibundes und vor allem Frankreichs, das sich in hohem Grade als der aktive Faktor auf dem Gebiet einer entschlossen gegen Deutschland gerichteten Politik offenbart.

Die erste grundlegende Tatsache ist die Befestigung der Entente cordiale zwischen England und Frankreich durch den Marokko-Vortrag vom 1. April 1904. Dadurch fand eine ganz intime Annäherung zwischen Paris und London statt, deren Gefährlichkeit für den Frieden sich schon sehr bald offenbaren sollte. Als sich nämlich Frankreich, gestützt durch den neuen Bundesgenossen, anschickte, Marokko seinem Protektorat zu unterstellen und Deutschland hiergegen Protest erhob, gingen in Großbritannien die Wellen der Entrüstung gegen uns so hoch, daß man den Eindruck gewann, der Briten sei entschlossen, für die Unterdrückung des

Galliers das Schwert zu ziehen. Das neue liberale Kabinett in England unter der Führung Henry Campbell-Bannermans hatte eine entschlossene Schwankung vorgenommen. Die Zeit der splendid isolation war vorüber, und das Inselreich hatte sich für den Zweibund entschieden. Einige sehr interessante Briefe des deutschen Botschafters in London, Graf v. Metternich, an den deutschen Reichskanzler beleuchten scharf die neu entstehende Lage. Am 2. November 1905 berichtet der genannte Diplomat über ein Gespräch, das er mit dem britischen Kriegsminister Lord Haldane hatte und aus dem hervorgeht, daß nunmehr „das gute Einvernehmen mit Amerika, die Entente cordiale und das japanische Bündnis Grundsätze der auswärtigen Politik seien, an denen ganz England festzuhalten wünsche“. In einem anderen Schreiben Metternichs vom 20. Dezember 1905 heißt es noch deutlicher: „Wenn die jetzige (englische) Regierung in die Zwangslage versetzt wird, zwischen Frankreich und Deutschland wählen zu müssen, so wird sie sich für Frankreich entscheiden.“ Nicht ohne Berechtigung fügt Kaiser Wilhelm II. zum letzteren Teil dieses Satzes die kurze Randbemerkung: „hat sie schon“ hinzu.

Zu der intimen Annäherung zwischen England und Frankreich trat fast automatisch eine solche zwischen Italien und Frankreich hinzu. Auch diese beiden Länder einigten sich über ihre gegenwärtigen Interessensphären im Mittelmeer, und so wurde das dritte Glied im Dreibund auf die andere Seite hinübergezogen. Die grundlegende Bedeutung der ganzen Verschiebung erkennt man am besten aus folgenden Worten des deutschen Botschafters in Rom, Graf Monts: „Es ist rührend, wenn man angesichts dieser Lage der Dinge in deutschen Blättern Vorwürfe darüber liest, daß das italienische Ministerium der dreibundfeindlichen Agitation im Lande so wenig kraftvoll entgegengetritt. Als ob nur irgendein zurechnungsfähiger Politiker in Italien noch an die Möglichkeit denkt, daß italienische Bataillone Schulter an Schulter mit österreichischen pour le roi de Prusse, wie der „Figaro“ in einer neulichen römischen Korrespondenz bezeichnend sagte, jemals ins Gefecht gehen könnten. Bei uns aber scheint, dank vor allem dem journalistischen Beschönigungsapparat, die Mehrheit der Politiker noch mit einem Bundesverhältnis als Realität zu rechnen, das längst sich zu Nebel verflüchtigt hat.“ Die gewaltige Stärkung des Zweibundes ging also mit einer Unterhöhlung des Dreibundes Hand in Hand. Als der letztere 1907 gegen den ausdrücklichen Widerspruch des Grafen Monts doch erneuert wurde, handelte es sich, was Italien anbelangte, nur um eine leere Formalität ohne realen Inhalt. Auch Italien war zu Frankreich abgewandt.

Wenn sich die französische Regierung trotz solcher Erfolge während des Marokko-Konfliktes doch zum Zurückweichen bequimte, wenn der Ministerpräsident Rouvier infolge des energischen deutschen Einbruchs (vgl. die Aufzeichnung des deutschen Botschaftssekretärs in Paris v. Miquel vom 20. Mai 1905) seinen Außenminister Delcassé fallen ließ und sich durch diese Tat maßgebender zeigte als die aufbrausende



englische Presse, so geschah das zweifellos, weil zu jener Zeit Frankreichs wichtigster kontinentaler Bundesgenosse Rußland durch den unglücklichen Krieg mit Japan aufs äußerste geschwächt war und keinerlei Hoffnung bestand, daß er der Republik im Westen bei einer ernstlichen Ausübung des Konfliktes beigesprungen wäre. Das Kaiserreich hatte sich im fernen Osten engagiert und war dort dem mit England verbündeten Japan in den Arm gefallen. Das war damals der fatale Schönheitsfehler auf dem sonst so prunkvoll entfalteten Banner der Entente. Höchstwahrscheinlich hatte Europa es in erster Linie diesem Schönheitsfehler zu verdanken, daß ihm in den erregten Tagen der ersten Marokko-Krise der Friede erhalten blieb.

Die deutsche Politik hat einen mißglückten Versuch gemacht, aus der Sackgasse völliger Isolierung herauszukommen. Hierüber gehen die Ältesten neue und besonders wichtige Aufschlüsse. Logischerweise setzte man von Berlin aus da ein, wo der schwache Punkt des Gegenspielers war, also in Petersburg. Am 24. Juli 1905 machte Kaiser Wilhelm II. zu Björköe jenen bekannten Versuch, Rußland zu einem Bündnis mit Deutschland zu bewegen, dem später auch Frankreich beitreten sollte. Der Zar unterzeichnete, aber nachher wurde der Vertrag vor allem durch die Einwirkung des russischen Außenministers Lambsdorff wieder rückgängig gemacht. Der soeben erschienene 5. Band des von der Sowjetregierung herausgegebenen Krasny-Archivs, der gerade über Björköe ganz neue Urkunden bringt, zeigt, daß Lambsdorff bei Rouvier wegen des Kontinentalbundes anfragen ließ, wo ihm ein ablehnender Bescheid wurde. Nach einem Briefe Reskows vom 22. September (5. Oktober) 1905 erklärte der französische Ministerpräsident dem russischen Diplomaten: „Am übrigen haben wir ein Bündnis und das genügt uns; das sind Sie. Und wir sind gewillt, daran festzuhalten. Keinesfalls wollen wir uns aber in irgendwelche Kombinationen einlassen. Wir sind mit England und Italien befreundet, wir wünschen mit Deutschland in guten Beziehungen zu leben...“ (Kriegsschuldfrage, Nr. 11 S. 482.) So gelang es Deutschland nicht, seine Stellung zu verbessern.

Die Politik der freien Hand, die man in der Wilhelmstraße nur allzulange verfolgt hatte, endete mit dem harten Zwang der Vereinsamung. Am 31. Mai 1906, als ein Besuch Wilhelms II. in Wien bevorstand, sah sich Bülow genötigt, seinem kaiserlichen Herrn besonders vorsichtige Instruktionen mitzugeben, um nicht auch noch bei dem „einzig wirklich zuverlässigen Bundesgenossen“ die Neigung zum Abschwanken aufkommen zu lassen. Nichts beleuchtet wohl greller die bittere Wirklichkeit als eine solche Tatsache.

## Münchener Neueste Nachrichten

Nr. 5

### Isolierung der Mittelmächte

Von  
Friedrich Emsw

#### II. Die Persönlichkeiten

(Siehe auch „M. N. N.“ Nr. 2)

Gerade in Anbetracht der erheblichen Verschlechterung der politischen Lage Deutschlands in den Jahren 1904 und 1905 wird ganz von selbst die Frage aufgeworfen: wie konnte es dazu kommen? Die glanzvollen Zeiten Bismarcks, in denen unser Volk, an der Spitze des Dreikönigreiches und geschützt durch ergänzende Vereinbarungen mit Rußland, Rumänien und sogar in loser Form auch mit England, als scheinbar unangreifbare Macht dastand, waren längst dahin und hatten einer bedenklichen Schwächung nahezu nach allen Seiten Platz gemacht. Es ist natürlich unmöglich, die tieferen Gründe zu dieser beklagenswerten Entwicklung im Rahmen eines kurzen Aufsatzes festzulegen oder auch nur anzudeuten. Eine derartige Aufgabe muß der objektiven historischen Forschung vorbehalten bleiben. Hier kann nur ganz flüchtig darauf hingewiesen werden, welche Aufschlüsse uns die neuen Bände der „Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W 8“ über die führenden Persönlichkeiten der deutschen Politik vermitteln. Aus der näheren Kenntnis von der Eigenart dieser Persönlichkeiten lassen sich dann auch Schlüsse auf das Urteil ziehen, das der Geschichtsforscher zu fällen haben wird.

Drei Gestalten leben sich aus dem soeben veröffentlichten Material besonders deutlich heraus: Kaiser Wilhelm II., Reichskanzler von Bismarck und Vortrager der Rat im Auswärtigen Amt v. Schuler.

Am deutlichsten offenbart sich der Charakter des Monarchen. Die hier behandelten Bände des deutschen Dokumenten-Werkes enthalten einige Stücke von einer Hand, die als ganz unmittlere Aufschlüsse der Wesensart Wilhelms II. angesprochen werden können und schließlich mehr verraten als alle Schilderungen von Augenzeugen und Zeitgenossen, bei denen die eigene persönliche Einstellung immer irgendwie mitbricht. Greifen wir vor allem eines

heraus: den Brief des Kaisers an Bismarck aus Wilhelms über seine Zusammenkunft mit dem russischen Zaren in Jalta, in dem der Vorgang der Unterzeichnung des deutsch-russischen Vertrags beschrieben wird. Es ist ein Dokument größter Impulsivität und einer Weltanschauung, die weit mehr im Gefühlsmäßigen als im ruhigen Überlegen verankert ist. Wenn man bedenkt, daß aus dem Gefühlsmäßigen heraus im Zeitalter des Imperialismus, in einer Welt ständiger Berechnung und rücksichtsloser Interessenpolitik gehandelt wurde, so erkennt man leicht das Mißverhältnis zwischen Wilhelm II. und seinem Jahrhundert. Der gute Wille des deutschen Herrschers steht außer Frage, aber ebenso deutlich zeigen uns auch die Akten, wie rasch das Werk überwältigender Stimmung durch die unbarmherzigen Hände kühler Opportunisten politischer wieder zerfällt wird. Das eigentlich Tragische an der Gestalt Wilhelms II. liegt, daß sein Wesen dem seines Zeitalters von Grund aus fremd, ja entgegengesetzt war. Dem wird seine ehrliche, unvoreingenommene Kritik widersprechen können.

Ganz anders stand es mit dem Reichskanzler Bernhard v. Bismarck. Seine Stellung war sicher schwer, besonders dem Monarchen gegenüber, denn immer mußte er auf der Wache stehen, um das unberechenbare Temperament vorsichtig zu lenken, störende Gefühlsausbrüche im Voraus zu verhüten oder nachher wieder unschädlich zu machen. Er verrichtete diese Arbeit nicht wie ein Starker es getan hätte mit hartem Zugreifen und schroffem Widerspruch, sondern geschmeidig sich anschmiegend, väterlich beratend und nur in den äußersten Fällen mit der strengen Geißel des Abschiedsgefühls. Dem Rückschauenden, der diese Methode als gefährlich kritisiert, wird leicht geantwortet werden, er habe keine Ahnung von den gewaltigen Schwierigkeiten, denen sie entsprang, und übersehe, daß bei schärferen Medikamenten akute Anfälle ein rasches Ende des Zusammenarbeitens herbeigeführt hätten. Das mag wahr sein — womit noch nicht entschieden ist, was besser gewesen wäre. Aber eins steht fest: Die Geschmeidigkeit des Reichskanzlers genügt nicht, um die überaus schwere Aufgabe der Beherrschung von Deutschlands Stellung in der Welt zu lösen. Im Gegenteil! Gerade hier offenbarte sie ihre verhängnisvollen negativen Seiten. Stärkte sie doch die Neigung, an der harten Wirklichkeit vor-

Wend



überzuleiten, unglückliche Wendungen des deutschen Schicksals zu vertuschen und dadurch die Erkenntnis der Gefahren zu unterdrücken. Man lese nur nach, wie Bismarck dem Grafen Monts gegenüber die Erneuerung des Dreibundes mit Italien motiviert, während Monts gegen sie als eine sinnlose Verschönerung des eigentlichen Bundes Einspruch erhebt.

Das Grundübel war aber nicht die Methode, sondern das ganze System. Die deutsche Politik dieser Epoche kannte letzten Endes nur zwei Grundsätze, die die gesamte Haltung von innen her bestimmten: Freie Hand und Erhaltung des status quo. Mit einem derartigen phantasielosen Programm kam nun aber unmöglich ein Land in so schwacher geographischer Stellung wie Deutschland und in einem so vorwärtstrebenden Zeitalter, wie dem des Imperialisismus, durch die scharfe Konkurrenz der Großmächte erfolgreich hindurchzuführen. Wollte man in einem Jahrhundert, in dem alles auf Veränderung, Erweiterung und Ausdehnung drängte, in Europa den status quo erhalten, so mußte man sich durch Bündnisse ungeheuer stark machen. Der Glaube, allein bleiben und auf die Dauer eine unaufhaltsame Entwicklung hemmen zu können, war ein furchtbarer Irrtum, der letzten Endes auf eine ganz falsche Ueberschätzung der eigenen Kraft zurückging.

Aber für dieses System war der Praktiker Bismarck weniger verantwortlich, als der Theoretiker v. Holstein, der seinen Reichskanzler zweifellos gerade deshalb so weitgehend beherrschte, weil er ihm für die natürliche Veranlagung zu geschicktem Lavieren ohne positives Ziel die verstandesmäßige Begründung konstruierte. Holstein oder die „graue Eminenz“, wie ihn die fremden Diplomaten nannten, dieser menschenfeindliche Vortragende Rat im Auswärtigen Amt, den sogar der Kaiser nur einmal dazu bewegen konnte, mit ihm zusammenzukommen, übte in der Tat eine unheimliche Macht aus. Sein überlegener, aber durch kompliziertes Spekulieren ganz instinktferner Verstand, seine erstaunliche Arbeitskraft, seine Selbstlosigkeit, die sich nicht zuletzt auf den Ruf eines letzten Nachkommens aus der Zeit Bismarcks begründete — all das machte ihn zum unentbehrlichen Gehirn deutscher Politik, zu einem Gehirn allerdings, das gänzlich blutlos geworden war. So groß seine Verschiedenheit von Wilhelm II. war — in einem Punkt waren sich beide doch ähnlich: in der Weltfremdheit. Nur wurzelte diese Eigenschaft bei beiden an entgegengesetzten Polen: beim Monarchen im Ueber-schwang des Gefühlslebens, bei der „grauen Eminenz“ in der Ueberzüchtung des Intellekts.

Alles in allem: auch das Bild dieser drei Männer beleuchtet die Sinnlosigkeit des Vorwurfs einer bewußten Gefährdung des europäischen Friedens durch die Berliner Politik. Nichts lag diesem System passiver Defensiver, das hier eben charakterisiert wurde, ferner. Hätte aggressiver Geist die deutsche Leitung besetzt, so hätte man in Berlin den Augenblick, da Rußland mit Japan rang, ausgenützt, um Frankreich, das seinerseits so erfolgreich an der Umzingelung der Mittelmächte arbeitete, rechtzeitig in den Arm zu fallen. Aber ein solcher Plan tauchte nicht einmal als Gedanke auf. . . .

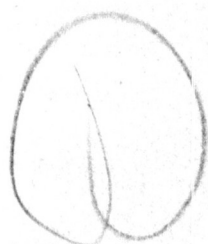
Dr. Petermanns Mitteilungen (Gotha)

9 - 10

Nr.

882. Vogel, W.: Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. 2. veränd. Aufl. X u. 323 S., 1 Fig., 10 Kartensk. Bonn u. Leipzig 1923. K. Schroeder. M. 10. — Das Werk ist im großen unverändert geblieben, so daß auf die Besprechung der ersten Auflage (Peterm. Mitt. 1922, S. 161) verwiesen werden kann; die einzige wichtigere Veränderung in der Grundfassung des Verf. betrifft die Stellung Englands und Frankreichs, von denen er jene als schwächer, diese als relativ stärker ansieht, als in der ersten Auflage. Im einzelnen sind dagegen äußerlich und innerlich eine große Anzahl Änderungen zu bemerken. So ist aus den früheren zwei Bänden durch Verwendung eines anderen Satzes und Vergrößerung des Formats ein handlicher Band entstanden; die Kartenskizzen sind größtenteils neu gezeichnet, aus dem Text herausgenommen und am Schluß auf besonderen Blättern als Beilagen vereinigt worden; die Buntdruckkarte von Europa mit den zugehörigen Erläuterungen ist weggefallen. Im Text ist überall die nachbessernde Hand zu merken durch kleinere Änderungen, die sich nicht nur auf die Worte, auch auf Zahlen und tabellarische Zusammenstellungen erstrecken.

G. G. G.





Le Temps (Paris)

24194

Nr.

Trente années de vie politique en Europe (1)

MES SOUVENIRS

1914-1922

M. Wickham Steed, le célèbre correspondant de notre confrère anglais *The Times*, publie un second volume de souvenirs sous le titre *Trente années de vie politique. 1914-1922*.

On sait que M. Wickham Steed fut non seulement un témoin, mais encore un acteur dans les conflits diplomatiques par lesquels les gouvernements impériaux acheminaient peu à peu l'Europe vers la guerre; la position personnelle de M. Wickham Steed à Vienne où il vécut trente ans, à Berlin où il fit de fréquents séjours, la confiance quasi officielle dont le gouvernement anglais l'avait investi donnent à ces pages d'historie une singulière valeur; en outre, le lecteur français retrouvera dans ces souvenirs la même amitié fervente que M. Wickham Steed a toujours témoignée à notre pays. Nous détachons des bonnes feuilles le récit de l'avènement au pouvoir de M. Clemenceau en avril 1917 :

J'étais allé à Paris, au début de novembre, pour faire la première d'une série de conférences sur : « Les démocraties alliées et la guerre », et avais à nouveau trouvé l'opinion publique française nerveuse et mécontente. Le cabinet Poincaré était sans autorité pour faire face à la situation et se préparer en vue de la grande offensive allemande prévue pour le printemps suivant. Je m'efforçai de convaincre mon auditoire, qui était nombreux et comptait beaucoup de personnalités influentes, que le peuple britannique était décidé à gagner la guerre à tout prix, et je citai, comme devise, la lettre qu'un officier français blessé, capturé par les Allemands, était parvenu à faire passer du camp de représailles où il était détenu : « Nous souffrons abominablement, mais la brute se meurt, se meurt lentement. Ne cédez pas un pouce ! » C'est sur cette lettre que je conclus :

« Allons-nous trembler devant l'offensive allemande en Italie ? C'est une offensive pour la paix, un acte de désespoir. Admettons-nous notre impuissance à guérir la souffrance sous laquelle ploie le monde ? Non, mille fois non ! Au fond de nos cœurs nous sentons que nos souffrances sont les douleurs d'enfantement d'une ère dont la grandeur sera proportionnée à la foi et au courage dont nous aurons fait preuve. Ne cédon pas un pouce. »

La réponse fut une si fervente explosion d'assentiment de la part de mon auditoire que je ne pus douter plus longtemps de la volonté des Français. Je sentis que lorsque M. Philippe Berthelot, directeur politique des affaires étrangères, m'avait affirmé que, dans son ensemble, la France ne transigeait pas, il avait bien jugé ses compatriotes. Il m'affirma aussi que, dans les huit jours, Clemenceau serait président du conseil et liquiderait l'affaire Caillaux — ce dernier avait cependant longtemps été un ami personnel de M. Berthelot — et que le général Foch conduirait les alliés à la victoire.

Armé du renseignement de Berthelot, je m'en fus

tr M. Clemenceau et lui dis :

« Eh bien ! monsieur le président, vous revenez au

— Oui. Le pays me réclame. C'est une force (2).  
— Qu'allez-vous faire ?  
— La guerre.  
— Et Caillaux ?  
— Cela fait partie de la guerre. Je m'en occuperai.  
— Qui prendrez-vous dans votre ministère ?  
— Pichon — c'est un chien fidèle — et un ou deux autres.

— Et Albert Thomas ?  
— S'il veut venir, je le prendrai.  
— Et sinon ?  
— Je m'en passerai.  
— Puis-je le lui dire ?  
— Certainement.

J'avais parlé d'Albert Thomas parce que j'avais rendez-vous avec lui le lendemain. Son influence sur les relations anglo-françaises avait été précieuse et ses rapports d'amitié personnelle avec M. Lloyd George lui avaient permis de passer bien des tourments difficiles. Lorsque je le vis, je lui dis :

— Il paraît que Clemenceau sera bientôt premier ministre.

— Vous vous trompez absolument, répondit-il. Le parti (socialiste) se révolterait contre lui et la Confédération générale du travail ne veut pas entendre parler de lui.

— Mes renseignements sont cependant très précis. J'ai même des raisons de penser que lorsque Clemenceau formera son cabinet il fera appel à votre concours si vous le voulez.

— Je dois penser à mon parti.

— Mon cher Thomas, il est des moments où un chef de parti doit faire son choix entre conduire ses partisans ou être mené par eux. Il se peut que cette heure ait sonné pour vous, et l'enjeu est gros, très gros.

— Je crains que le parti ne veuille pas me suivre.

D'ailleurs, les choses ne vont pas dans cette direction.

J'appris dans la suite que, le 11 novembre, Clemenceau était allé en personne trouver Albert Thomas, et lui avait dit : « Je vais redevenir premier ministre. Je suis vieux, vous êtes jeune. Prêtez-moi la main et bientôt je vous la passerai », mais que, lorsque Albert Thomas se mit à parler de son « parti », Clemenceau lui avait dit avec rudesse : « Vous êtes un imbécile », et avait tourné les talons.

Le 13 novembre, le cabinet Poincaré tomba. Dans la soirée du 15 novembre, je sortais du métro pour tomber en pleine obscurité du Paris de la guerre, lorsque qu'une lumière vint, d'en bas, éclairer le visage d'un homme barbu qui descendait l'escalier.

« Albert Thomas ! » m'écriai-je. Il revint sur ses pas, et nous fîmes route ensemble. Je lui demandai s'il avait décidé de se joindre à Clemenceau.

— Non, dit-il. D'ailleurs, Clemenceau ne va pas former de ministère. Je sors de l'Élysée; la crise va prendre une tout autre direction.

— Prenez garde, Thomas, répliquai-je, mes renseignements sont précis : Clemenceau formera son cabinet demain.

— Nous verrons, nous verrons bien, répondit Albert Thomas avec un sourire entendu. N'en soyez pas trop certain.

Et nous avons vu. Le lendemain Clemenceau constituait son ministère, Albert Thomas n'en faisait pas partie, au grand regret de ses amis; et Clemenceau poursuivait tout seul sa pénible route avec des collègues qui n'avaient guère l'envergure nécessaire à l'œuvre immense qu'il leur fallait mener à bien.

Mander

Un an plus tard, l'énergie du cabinet Clemenceau, les armées américaines jetées en masse dans la lutte nous donnent la victoire : c'est l'armistice. Fut-il prématurément conclu, comme on l'a tant de fois répété, et le maréchal Foch dut-il le signer contre son gré ? A ces questions, si souvent formulées, M. Wickham Steed répond sans hésitation que les conditions de lieu et de temps qui furent celles de l'armistice ont été délibérément choisies par le maréchal Foch ; et l'auteur cite les faits suivants :

Lorsque le colonel House, l'Eminence grise du président Wilson et son délégué en Europe, apprit la cessation de notre service de propagande, il m'invita à l'assister à titre privé comme conseiller sur les questions de l'Europe centrale et méridionale. J'acceptai avec joie. J'étais et je reste très attaché au colonel House et me réjouis à la perspective de collaborer avec lui. Je me trouvais chez lui à onze heures du matin le 11 novembre 1918, lorsqu'un sous-marin, amarré sur la Seine en face de la Chambre des députés, commença à tirer des salves pour annoncer l'armistice. Je traversai en compagnie d'un officier américain la place de la Concorde où déjà accouraient des foules et commençaient des manifestations improvisées. Paris sembla tout d'abord comme étourdi, incapable de réaliser que la guerre fût finie. Les bruyantes manifestations d'enthousiasme ne commencèrent que tard dans l'après-midi pour aller croissant dans la soirée. Les conditions précises de l'armistice n'étaient pas encore connues et nombreux étaient ceux chez qui un sentiment de regret que les « Alliés n'eussent pas été jusqu'à Berlin » tempérait la satisfaction que le sang eût enfin cessé de couler.

Ce regret était, à certains points de vue, justifié. Nombre des difficultés qui surgirent dans la suite entre les Alliés et l'Allemagne ne se seraient pas produites si le peuple allemand avait vu passer sous ses yeux la preuve vivante de sa défaite ; la croyance que la chute de l'Allemagne était uniquement due à des mutineries dans l'armée, favorisées par des intrigues ennemies, ne se fût pas si profondément implantée dans les esprits germaniques. La question de savoir pourquoi les alliés conclurent l'armistice à ce moment-là et à l'endroit où cela eut lieu a été très discutée sans qu'il y ait jamais été répondu de façon satisfaisante. Les messages échangés entre le président Wilson et les Allemands y furent sans doute un élément décisif, mais ce ne fut pas le seul. On crut longtemps en France que l'acceptation des conditions d'armistice par les alliés leur avait été imposée par l'Amérique, et bien que cette impression ait été plus tard modifiée jusqu'à un certain point par un échange de lettres entre le colonel House et le lieutenant Paul Mantoux, interprète officiel aux réunions du conseil suprême interallié, elle subsiste encore dans beaucoup de milieux.

Je ne saurais prétendre connaître tous les détails de ce qui se passa le 4 novembre, jour où les alliés arrêteront finalement les conditions de l'armistice ; mais j'ai contrôlé mes impressions personnelles en les comparant avec celles de plusieurs de ceux qui furent présents. Tous s'accordent pour dire que lorsque les conditions militaires eurent été déterminées, le colonel House demanda au maréchal Foch, au nom du prési-

dent Wilson, si, d'un point de vue strictement militaire et mettant de côté toutes considérations politiques, quelles qu'elles fussent, il jugeait ces conditions suffisantes pour assurer une complète victoire alliée, ou si, comme soldat, il préférerait que les Allemands les repoussent.

Le maréchal Foch répondit :

« Le but de la guerre est la victoire, mais non pas une victoire à une heure ou à un endroit déterminé. Ces conditions nous donnent la victoire, elles suffisent. »

Plus tard, lorsque furent passées en revue les conditions navales, l'amiral sir Rosslyn Wemyss, représentant britannique, insista pour que l'on ajoutât un bateau de guerre allemand de plus à la liste des unités navales à rendre. Le maréchal Foch s'y opposa avec énergie, disant que la liste était amplement suffisante.

« Vous n'allez pas courir le risque d'un rejet de l'armistice par les Allemands pour obtenir un vieux croiseur de plus ? » demanda-t-il avec aigreur.

Cet incident semble indiquer que le maréchal Foch désirait sincèrement que la guerre prit fin. J'ai discuté sur ce point avec lui à différentes reprises et en ai rapporté l'impression qu'il croyait, le 4 novembre, qu'il faudrait encore poursuivre la guerre pendant plusieurs mois avant de pouvoir occuper Berlin, ce qui, à la face des conditions d'armistice, ne justifierait pas les pertes qui en seraient la conséquence. S'il avait su alors combien rapide avait été la démoralisation dans l'armée allemande, s'il s'était pleinement rendu compte du degré d'effondrement de l'Autriche-Hongrie ou du fait que la déclaration de l'indépendance tchèque permettrait aux alliés de menacer, par la Bohême, Dresde et Berlin, il n'eût peut-être pas évalué si haut la puissance de résistance de l'Allemagne.

Il est une autre considération qui pesa sans aucun doute sur certains esprits militaires français, quoique peut-être pas sur celui de Foch, en faveur de la conclusion immédiate d'un armistice. Les armées françaises et britanniques avaient toutes deux subi de si lourdes pertes qu'elles devenaient numériquement inférieures à l'armée américaine dont la force allait chaque jour en augmentant. Certains officiers français craignaient que si la guerre se prolongeait jusqu'au printemps de 1919, les Etats-Unis pourraient bien exiger que le commandement suprême des armées alliées et associées passât au général Pershing et que l'influence prépondérante ainsi acquise par l'Amérique dans les conseils de l'Europe conduisit à une « paix américaine » peu adaptée aux conditions européennes. Il m'est impossible de dire si cet argument fut pour quelque chose dans la décision du maréchal Foch, mais je sais pertinemment qu'il fut mis en avant, à l'époque, dans les milieux militaires français les plus élevés.

Quoi qu'il en soit, l'armistice fut conclu le 11 novembre au milieu de la joie générale, joie que je me sentais peu enclin à partager, obsédé que j'étais par le sentiment que les négociations de paix risquaient fort de porter atteinte à la victoire alliée si elles étaient menées dans l'esprit dont avait fait preuve M. Lloyd George au mois d'octobre. Pour la première fois depuis le 4 août 1914, je me sentis découragé, sentiment qui s'accrut encore lorsque j'appris que la Conférence de la paix ne se réunirait pas avant le milieu de janvier. Je craignais fort que, dans l'intervalle, beaucoup de l'idéalisme qui avait soutenu les peuples alliés pendant la guerre ne s'évaporât pour faire place aux égoïsmes nationaux. Les événements devaient abondamment justifier cette appréhension.

(1) Plon, éditeur.

(2) En français dans le texte.



## EUROPE, 1920-1922.

### Lord D'Abernon's Diary.

#### PEN PICTURES OF STATESMEN.

(Published To-day.)

The signing of the Treaty of Versailles was only a formal political act proclaiming peace as the legal state of things. It did little more than set the nations free to begin the real task of peace, a task of general reconciliation, political and intellectual, which would permit the rebuilding of the European commonwealth. Not all the statesmen, however, conceived of their post-treaty duty in these terms or regarded the problem from any but national viewpoints. Few could rise to an historical conception, and what gave Lord D'Abernon his peculiar influence on the Continent was just his ability to rise above the nationalist to the European standpoint. In the work of reconciliation which culminated in Locarno possibly as much credit for accomplishment is due to him as to any other single individual.

It would be idle to pretend that the period covered by Lord D'Abernon's diary\* is of great interest to the ordinary reader. The record of conference after conference, even when illuminated by the diarist's shrewd and often caustic comment, is undoubtedly an historical document of the greatest value, but it holds little to attract the unhistorical person, who will be saved from complete bewilderment only by the historical notes which Professor Geröthwohl has so ably supplied.

But if the events were dull the diarist's comments on men and things never are, and with singular forethought he placed at the beginning of his book an introductory survey, historical and biographical, that can hardly fail to drive the reader into the diary to find there other examples of penetrating judgment and brilliant writing. The historical portion covers the whole period of his activity as ambassador, of which the most vital parts will be dealt with in succeeding volumes. It places squarely the dilemma before Europe:

Either Germany could be regarded as a permanent enemy against whom the forces which were allied in the Great War must be kept ranged in serried ranks and maintained in wakeful suspicion by a continuance of war propaganda and war recrimination, or an attempt had to be made to include Germany in the Western European group.

The difficulties in the way of the latter policy depended very largely on the view the Allied peoples took of the German character, for no understanding was possible if across the Rhine people sullenly prepared for revenge. Lord D'Abernon does not totally reject the possibility of a revenge policy, but he insisted and insists that it was and is of no immediate importance. Ger-

many could not and still cannot wage a great war. Whether she will one day depends on the next generation, and that leads the diarist to a brilliant if ironical dissection of the German character too long and too closely interwoven to quote, and so to a discourse on the Versailles Treaty and a survey of the period of his activity.

#### Mr. Lloyd George.

Then he passes to portraits of a few prominent men which are the finished results of sketches like the many which appear in the diary itself. He pays a deserved tribute to Mr. Lloyd George for the vision that placed British policy on lines from which it has not been able to depart, and thus proceeds:

For Lloyd George it was more natural and perhaps more agreeable to differ than to assent; it was more easy to decide than to defer decision. He was sometimes quick to a fault, never tardy. The changeableness with which Lloyd George is usually charged was never shown in the course of the Conferences. He was indeed extremely obstinate.

It is often said that Lloyd George was too mercurial to be a safe companion for tiger-shooting. The accusation if not totally unjust is far too general. Moreover, it ignores the essential cause of Lloyd George's mutability in regard to persons, viz., his obstinate immutability in respect to things. His conduct when tiger-shooting would depend entirely on the classification he gave to the tiger. If it appeared to him that the animal was of the aristocratic type no one could be more keen and eager, none more ardent and bold. If, on the other hand, Celtic imagination could endow the object of pursuit with some remote affinity with the underdog, it would be prudent for his companion not to expect meticulous fidelity. An invincible devotion to what he conceived to be the oppressed would overcome any conventional or contractual obligation of comradeship.

This overpowering bias against the privileged is the explanation of much in Lloyd George's career which has caused astonishment and provoked criticism. Admirable in itself as the sentiment may be, it was pushed by him to the verge of obsession.

There is an illuminating sketch of Rathenau and a tenderly ironic one of Briand ending thus:

What man more than he—except perhaps Stresemann—has run equal political risks for the advance of Europe towards pacification? Who has been bolder in advocating a policy of reconciliation, more prudent in refusing to be diverted from this policy by secondary issues? It is said that philosophy has no martyrs. But Briand has endured much for his conviction that Europe can be pacified. He might be deemed the St. Sebastian of pacification but for the perpetual smile and the perpetual cigarette.

There is a generous tribute to a soldier overshadowed and too little known, Weygand:

"The ideal soldier, precise, hard-working, firm in opinion yet modest, brave yet prudent, believing intensely in discipline, method, and organisation, but neither stereotyped nor deficient in resource; a man of excellent judgment in civil no less than in military affairs, ambitious but devoted, the most faithful subordinate, the most competent leader."

There is an eloquent eulogy of Curzon, for whom the epitaph suggested:

"Immense orgueil: justifié."

But the happiest of all Lord D'Abernon's sketches is his appreciation of Balfour:

"His general theory of life appeared to be that happiness is close to us, in free-

dom from bondage to imagined good, and in emancipation from the things of sense. No one less than he sought happiness in regions where happiness is not to be found. The completeness of his original survey was such that no argument produced by an opponent could impress by its novelty. As regards an alleged want of conviction, the reality of belief was much stronger than the superficial appearance. There were profound convictions on a limited number of subjects, and these were proof against the assaults of time or argument. Admittedly, fundamental convictions were few in number, but even outside these Balfour was tenacious rather than changeable. With such rapidity of mind, this was unexpected. While he might admit the force of arguments against his own view, he did not change his opinion, partly because he was never at a loss for counter-arguments to strengthen his original position. In discussion, one was indeed constantly reminded of a fort surrounded by barbed wire—a fort, moreover, where reserve troops were always ready to succour any threatened point in the defence.

For many of his contemporaries the problem about Balfour was to discover the inside man. What did he really think? What did he really feel? Was his judgment as sound as his arguments were ingenious? Was he himself convinced by his own arguments? Was there an instinctive subconscious mind which reached conclusions independently of dialectic or ratiocination? Was the extreme delicacy of his ardent attitude really a reflection of his inner being, or merely a superficial cloak which covered a more robust or coarser self? All these are problems which have remained insoluble during his life, and will probably remain insoluble for posterity. For even his most intimate diary—if such exists—will only extend and strengthen the defence against indiscreet prying into the soul's sanctuary.

"The picture I have drawn of this extraordinary man will be incomplete and erroneous if it has not suggested a mind of the highest quality, an attitude towards life attained only by the truly philosophic, a charm, both for men of taste and women of refinement, which has rarely been equalled or approached. Like Dion Chrysostom, he held that detachment of spirit can be attained without withdrawing from the mundane arena and the clatter of political life. And his whole career proves that what he held as a philosopher he could practise as a politician."

\* AN AMBASSADOR OF PEACE. Pages from the Diary of Viscount D'Abernon (Berlin 1920-1926). Vol. I, from Spa (1920) to Rapallo (1922). With historical notes by M. A. Geröthwohl. London: Hodder and Stoughton. Pp. x. 332. 21s. net.

Signatur

Datum

4. Okt. 1933

literatur

Pester Lloyd (Budapest)

225

## Ein französischer Patriot sucht den Frieden und findet den Krieg.

Henri Pozzi Buch: „La guerre revient“.

Budapest, 3. Oktober.

(—ti.) „Noch einmal: es handelt sich hier nicht darum, für oder gegen Ungarn, für oder gegen die Kleine Entente zu sein; es handelt sich darum, ein Werk der Gerechtigkeit zu vollbringen, begangene Fehler loyal anzuerkennen und wiedergutmachen. Unsere Ehre verpflichtet uns dazu — da wir die Millerandsche Mantelnote unterzeichnet haben — ebenso wie unser Interesse. Die einzige Frage, die sich heute für Frankreich ergibt, das ein Freund und Beschützer der drei Staaten ist, die aus den Verträgen vom Jahre 1920 profitiert haben und die allein durch deren Revision etwas verlieren würden — diese Frage geht dahin, ob diese Revision, die unausweichlich ist, friedlich, mit unserer Zustimmung und Mitwirkung vor sich gehen wird, oder aber gewaltsam, ohne uns und gegen uns.“

Diese Worte sind einem Werk entnommen, das der der französischen Öffentlichkeit ein schwieriges und schmerzvolles Problem der europäischen Politik von einer vollkommen neuen Seite aus verständlich zu machen sucht. Henri Pozzi, rechtsstehender französischer Publizist, dessen Tätigkeit mit Blättern wie *Le Temps* und *Echo de Paris* verknüpft ist, außerdem Mitglied einer illustren Diplomatenfamilie der Dritten Republik, faßt in diesem Werk (*Henri Pozzi: La Guerre Revient. Editions Paul Berger, Paris 1933.*) seine Erfahrungen über die praktischen Folgen der Friedensverträge in den Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie zusammen. Das Ergebnis ist eine flammende, leidenschaftliche Anklageschrift gegen die kleineren Friedensverträge und gegen die führenden Kreise der neuen Staaten, die mit Hilfe und Unterstützung der westlichen Mächte emporgestiegen, die Prinzipien der Völkerbefreiung, denen sie ihre heutige Größe verdanken, schamlos verraten und neue, unersättliche und grausame Imperialismen an Stelle eines historischen Gebildes errichtet haben. Pozzi weiß, daß sein Buch viele französische Leser, die Vertreter der durchschnittlichen politischen Meinung, skandalisieren wird. Er will aber bewußt diesen Skandal. Er will das Gewissen seines Landes wachrütteln, ihm zurufen: eine Million siebenhunderttausend Franzosen sind gestorben, um eine Ordnung der Gerechtigkeit, des absoluten Rechts verwirklichen zu helfen. Sie starben umsonst. Der Krieg kehrt unaufhaltsam zurück: „er kehrt zurück, weil die Friedensverträge dort, wo es die

einem größeren Adel der Gesinnung, wenn er, wie Interessenkämpfe und Intrigen. Es zeugt aber von keine Verwicklung mit diesem Knäuel widerwärtiger elementaren Regung erfaßt wird: los von hier, nur Mittelneuropas bekanntgeworden, von der lösen politischen und moralischen Misere des neuen wenn der Okzidentale, einmal mit der ganzen Boden- Bestehenden niedergehalten werden. Es ist begreiflich, erkannte Notwendigkeiten durch illogische Kräfte des heutigen Situation liegt aber gerade darin, daß klar Prozeß sich frei durchsetzen könnte! Die Tragik der nen, ja, wenn menschliche Vernunft im historischen über die gesunde und automatische Zukunfts- kaun ein Plan, sondern vielmehr eine Vermutung Dieser Lösungssplan — er ist übrigens eigentlich

vielleicht hat — man muß das alles gesehen haben, um zu wissen, was gewisse Menschen, gewisse Völker aus dem Opfer unserer Toten zu machen imstande waren!“

Es spricht ein Franzose: ein französischer Patriot, einer, der die Kriegsziele, um derentwillen die Hunderttausende seiner Landsleute in den Tod gingen, buchstäblich ernst genommen hat. Er hat sich auf den Weg gemacht, um an Ort und Stelle zu erfahren, wie in Mitteleuropa, dessen „unterdrückte Völker“ die französische Siegesbotschaft befreien sollte, die Gerechtigkeit für diese Völker verwirklicht worden ist. Er kehrt zurück, in seinem tiefsten menschlichen Gefühl verletzt, beleidigt, angewidert, empört. Und er schreibt ein Buch, das allen Franzosen eine höchste, mit der ganzen Kraft menschlicher Überzeugung empfundene Wahrheit in die Seele brennen will: „Man hat euch betrogen, man hat eure Ideale verraten, eure Freiheitsbotschaft in Sklaverei verkehrt, die Früchte des Opfers eurer Toten zunichte gemacht. In dem mit eurer Hilfe befreiten Teil Mitteleuropas herrscht der Raub, die Unterdrückung, die Gewalt, der Mord. Neuer Haß wurde ausgesät, der das Leben von Generationen vergiftet. Der Krieg, der der letzte aller Kriege werden sollte, wurde hier zum Ausgangspunkt einer neuen blutigen Kette von Schuld und Rache, von Haß und Vergeltung, von Ungerechtigkeit und Auflehnung... Wenn die Dinge da weiter ihrem eigenen Lauf überlassen werden, so wird Europa vom selben Punkte aus, von wo die Katastrophe von 1914 ausgegangen ist, wieder in Brand gesteckt werden.“

Man muß dieses Werk ganz gelesen haben, um sich von seiner durchdringenden Kraft einen Begriff machen zu können. Es ist Reportage und politische Anklageschrift zugleich. Mit visionärer Einprägsamkeit beschwört der Verfasser Gestalten und Szenen herauf, die ihn während seiner Rundreise im Donau- becken und auf dem Balkan in tiefster Seele ergriffen

ist, als eine bewaffnete, gewaltsame Unterdrückung, weist nach, daß die serbische Diktatur nichts anderes als den rücksichtslossten, grausamsten und folgen- die große Gefahr für Europa und für den Frieden, expansive strategische Grenze verwandelt hat. Doch von Masaryk beabsichtigte rein ethnographische risch, wie Benes durch Fälschung und Intrige die tschechischen Politik und beleuchtet dokumenta- lischen Grundlagen der rumänischen und der walt groß geworden sind. Er steht klar die imperia- mit Imperialismus leidet, die durch Betrug und Ge- handelt sich für ihn um die moralische-Reputation

im Weggehen gewarnt hatten: Ihr werdet sehen! In zwei Jahren werden euch die Serben wie Tiere be- handeln... Ihr werdet die Loslösung von Ungarn noch bereuen! Nun ja! Wir bereuen sie!“ Wir sehen ihn im Gespräch mit kroatischen Intellektuellen, die nur mit Haß und Empörung von der serbischen Soldateska reden können, die alles Leben im „Bruderland“ erwürgt. Wir sehen ihn dann die ernste, majestätische Gebirgsgegend Mazedoniens durchwandern, dem Existenzkampfe eines vergewaltigten Volkes zuschauen, über dessen Martyrium ihm nervenzerrei- bende Einzelheiten zur Kenntnis gelangen; wir sehen ihn in Bulgarien, im Kreise eines freiheits- liebenden, tief gekränkten Volkes; wir sehen ihn in Budapest, wie er dem Feenspiel der Abendlichter auf der Donau zuschaut und die Klage einer der düster- sten Tragödien der neueren Geschichte vernimmt. Aus allen Bildern, Gesprächen, Erlebnissen ergibt sich für ihn eine Überzeugung, ein einziges Programm: „Gegen den Krieg, der zurückkommt, durch die Schuld derer, die aus unserem Sieg der Befreiung und Gerechtigkeit in Mitteleuropa und auf dem Balkan ein Werkzeug der Unterjochung gemacht haben, die die Völker, die wir zu befreien geglaubt haben, indem sie ihnen auslieferten, so behandeln, wie sie nie von ihren früheren Herren behandelt worden sind — gegen diesen Krieg gibt es nur eine Garantie des Friedens, eine einzige: eine Mahnung an die Willkürregierungen, die sich hinter einer Freund- schaft zu verschanzen anmaßen, die sie fünfzehn Jahre hindurch ununterbrochen mißbraucht haben, daß wir sie für keinen Fall, unter keinem Vorwand — sei es, daß wir sie gegen einen Angriff verteidigen würden — gegen die Folgen ihrer Verirrungen oder gegen die Wiedergutmachung der Ungerechtigkeiten beschützen werden, für die sie verantwortlich und deren Nutznießer sie sind.“

Dies ist das Programm das Pozzi in seinem Buch mit flammender Beredsamkeit entwickelt. Es



Dies ist das Programm, das Pozzi in seinem Buch mit flammender Beredsamkeit entwickelt. Es

handelt sich für ihn um die moralische Reputation Frankreichs, die schwer unter der Gemeinschaft mit Imperialismen leidet, die durch Betrug und Gewalt groß geworden sind. Er sieht klar die imperialistischen Grundlagen der rumänischen und der tschechischen Politik und beleuchtet dokumentarisch, wie Benes durch Fälschung und Intrige die von Masaryk beabsichtigte rein ethnographische Grenze des tschecho-slowakischen Staates in eine expansive strategische Grenze verwandelt hat. Doch die große Gefahr für Europa und für den Frieden, den rücksichtslosen, grausamen und folgenreichsten Imperialismus erblickt er in Serbien. Er weist nach, daß die serbische Diktatur nichts anderes ist, als eine bewaffnete, gewaltsame Unterdrückung, Entrechtung und Beraubung von Völkern, die als Rassenbrüder in die jugoslawische Einheit eingetreten sind und die nach bitteren Erfahrungen ihre Freiheit, ihr menschenwürdiges Leben wieder erlangen möchten. Das Hauptgewicht legt Pozzi auf die Lösung des jugoslawischen Problems. Er ist überzeugt, daß die serbische Diktatur sofort in sich zusammenstürzen würde, wenn ihr Frankreich seine finanzielle und politische Unterstützung entzöge. Dann würde der Weg frei, meint Pozzi, zur Schaffung eines neuen katholisch-okzidentalischen Staates aus den kroatischen, slowenischen und dalmatinischen Provinzen, eines Staates, dessen Bündnis mit Ungarn zur Keimzelle eines harmonischen, friedlicheren Mitteleuropa werden könnte.

Dieser Lösungsplan — er ist übrigens eigentlich kaum ein Plan, sondern vielmehr eine Vermutung über die gesunde und automatische Zukunftsentwicklung — wird in vielen Kreisen gewagt erscheinen. Ja, wenn menschliche Vernunft im historischen Prozeß sich frei durchsetzen könnte! Die Tragik der heutigen Situation liegt aber gerade darin, daß klar erkannte Notwendigkeiten durch illogische Kräfte des Bestehenden niedergehalten werden. Es ist begreiflich, wenn der Okzidentale, einmal mit der ganzen bodenlosen politischen und moralischen Misere des neuen Mitteleuropäertums bekanntgeworden, von der elementaren Regung erfaßt wird: los von hier, nur keine Verwicklung mit diesem Knäuel widerwärtiger Interessenkämpfe und Intrigen. Es zeugt aber von einem größeren Adel der Gesinnung, wenn er, wie der Franzose Pozzi, die moralische Verantwortung seines eigenen Landes an den bestehenden Zuständen erkennt und es für die Mitwirkung an der Errichtung einer gerechteren Ordnung gewinnen möchte. Wir begrüßen die kühne und aufwühlende Schrift des Augenzeugen der mitteleuropäischen Not, Pozzi, als ein gewaltiges Symbol der wahren historischen und politischen Erkenntnis, die sich nunmehr auch in Frankreich durchzusetzen beginnt. Wir sind sicher, daß kein Franzose, der ebenso wie der Verfasser von der gerechten Friedensmission Frankreichs überzeugt ist, sich der ergreifenden Wahrheithaftigkeit des Pozzischen Zeugenberichtes wird entziehen können.

Signatur *AI*

Datum

4. Okt. 1933

Literatur

(Budapest)

# Mordanschlag auf den Bundeskanzler Dollfuß.

Der Täter, ein Nationalsozialist, verhaftet.

Gegen den Bundeskanzler Dr. Dollfuß ist heute mittag in der österreichischen Hauptstadt auf offener Straße ein Revolverattentat verübt worden, das glücklicherweise ohne ernste Folgen geblieben ist. Ein junger Mann hat zwei Schüsse gegen ihn abgefeuert, von denen der eine bloß den Rockärmel durchbohrte, der andere aber eine leichte Verletzung des Oberarms verursachte. Während der Bundeskanzler mit unerschütterlicher Geistesgegenwart einen Wagen bestieg, um sich zur Unfallstation fahren zu lassen, wurde der Attentäter festgenommen. Es wurde festgestellt, daß er einer durch und durch nationalsozialistisch gesinnten Familie entstammt und auch selber ein Fanatiker des Nationalsozialismus ist. Die Wühlarbeit, die aus dem nationalsozialistischen Lager unaufhörlich gegen den Staatsmann getrieben wird, der so tapfer und so energisch für die selbständige Staatlichkeit Österreichs kämpft, hat den Boden bereitet, dem dieses Verbrechen entsprossen ist. Eine lange Reihe von ruchlosen Terrorakten war diesem Attentat vorangegangen; der Bundeskanzler hat sich aber dadurch in seiner Unerschrockenheit und seiner Beharrlichkeit nicht beirren lassen. Keinen Augenblick lang erlahmte seine Willenskraft, und je leidenschaftlicher sich die Agitation gegen ihn gestaltete, desto unentwegter blieb sein Entschluß, sich von seinem Wege durch nichts abdrängen zu lassen.

Überall in der gesitteten Welt wird man den Bundeskanzler und sein Land zu dem glücklichen Ausgang des heutigen Attentats aufrichtig beglückwünschen, und in erster Reihe ist es die öffentliche Meinung Ungarns, die den Bundeskanzler bei diesem Anlasse aus tiefstem Herzen begrüßt. Unausdenklich sind ja die Folgen, die eingetreten wären, wenn die höheren Mächte, die das Schicksal der Völker lenken, den Mordanschlag nicht vereitelt hätten. Das wäre nicht bloß eine Katastrophe für Österreich, sondern ein unermessliches Unglück auch für ganz Europa gewesen. Darum sind in Ungarn Regierung und Volk einig in der Freude darüber, daß durch eine glückliche Fügung der Vorsehung der Mordanschlag mißlungen ist und der österreichische Nachbarstaat sich auch weiterhin der klugen und tapferen Führung dieses allverehrten und von allgemeinen Sympathien umgebenen Staatsmannes erfreuen darf.

Über den Mordanschlag erhalten wir von unserem Wiener Berichterstatter die folgenden Meldungen:

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Wien, 3. Oktober.

Heute nachmittags um viertel 3 Uhr wurde, wie bereits kurz gemeldet, auf Bundeskanzler Dr. Dollfuß ein Attentat verübt, das glücklicherweise ohne ernste Folgen blieb. Der 22 Jahre alte Rudolf Dertl, der



The Times (London)

Nr. 46616

IN THE OUTBREAK OF WAR, 1914 (Peter Davies. 5s. net) Mr. E. F. Benson has written a popular account of the events that led to the outbreak of the Great War, and the aspect which these events wore to contemporary Englishmen. His method is to set down his personal recollections of certain day-to-day events and impressions belonging to the period June 28, 1914, when the Archduke Ferdinand was assassinated, and the midnight of August 4, when England entered the War. He happened to be in Capri when the news of the first of these events reached him. It made little impression on his mind; and Mr. Benson notes that a week before the War began all England was going about its business and its pleasures, the majority of persons not believing in their hearts that a European war was a modern possibility; and six days later they were all hoping that the Government would not let them down by leaving France in the lurch, and totally sacrificing "our own self-respect and the respect of every other civilization." He quotes with approval the opinions of President Poincaré and President Wilson that if Sir Edward Grey had promptly undertaken to stand by France there would have been no war.

Bremer Nachrichten mit  
Weser-Zeitung (Bremen)

Nr. 322



## Politische Literatur

**Der Ostseeraum.** Von Otto Weber-Krohse. Verlag Charles Coleman, Lübeck. — „Dieses Buch ist mehr als eine nüchterne Darstellung geschichtlicher Ereignisse. Es ist ein Bekenntnis . . . Hier veröffentlicht einer der ersten Mitarbeiter der Nordischen Gesellschaft eine Geschichte der Ostsee, die nachweist, daß der Ostseeraum nicht ein politisches Schlagwort und nicht ein Wunschgebilde einseitig eingestellter Männer oder Völker ist, sondern ein Tatbestand, mit dem Europa rechnen muß . . .“ Diese Sätze, die Dr. Timm — der Reichsgeschäftsführer der Nordischen Gesellschaft — dem Buche von Otto Weber-Krohse voranstellt, sagen genug. Tatsächlich ist es dem Verfasser gelungen, aus einer Fülle von Material eine Übersicht zu gestalten, die uns den Gegensatz Mittelmeer-Ostsee, Süden-Norden klar vor Augen führt und die Forderungen, die Deutschland dem Norden gegenüber zu erfüllen hat. Und diese Forderungen? Anerkennung, daß der Norden und der Osten nicht auseinandergedacht werden dürfen, daß die alte nordische Reichsidee und die östlichen preussischen Kolonisationsbestrebungen nicht einander widersprechen. Denn eine Einheit ist der Ostseeraum, in dem Kämpfe voll von nordischem Heroismus geführt wurden um eine männliche, aristokratische und auch sozialistische Welt. Unsere Aufgabe ist es, den Ostseeraum landschaftlich zu sehen und zu erleben als den Raum der Tat. Seine Geschichte, wie sie Weber-Krohse so lebendig schildert von den Tagen dänischer Herrschaft bis heute, ist reich an Einzelheiten und Gestalten großen heldischen Geistes, reich an Kriegen und Siegen, reich aber auch an tragischen Niederlagen. Seine Geschichte ist die Geschichte des „Protestantismus“ gegen die Herrschaft des Mittelmeeres und der Mittelmeerländer. Das Buch wird dazu beitragen, die Vorstellung zu beiseitigen, als ob nur der Süden kulturell und politisch die Grundlage europäischen Lebens gewesen ist. Die vom Verfasser leidenschaftlich vorgetragenen Gedanken zeichnen sich aus durch die Warte, von der herab hier Geschichte gesehen wird.



The Economist (London)

Nr. 4817 - 1

THE "LIBERAL EXPERIMENT" \*

MR FISHER has finished his task as triumphantly as he began it. To those who have read all three of his volumes it will be agreed that the first section of the book, that on the civilisation of Greece and Rome, was remarkable for the freshness and vividness of its writing, and for the vigour of its grasp. No doubt the unity of the subject contributed powerfully to the effectiveness of the treatment. But from the breakdown of the Roman Empire through the Middle Ages up to the threshold of the nineteenth century, any such unity was much harder to find, and Mr Fisher's second volume was, in the nature of things, less satisfying than the first.

With this third volume, which deals with modern Europe from the French Revolution onwards, the subject becomes more malleable, though no less rich; and Mr Fisher has imposed a further unity upon it, by treating the whole period under the title of "The Liberal Experiment."

To regard the turbulent and variegated life of modern Europe from this single viewpoint, has great advantages in construction; and the easy sense of constructive power is even more notable in this volume than the force of striking and summary phrase was evident in the first. All the first third of the book deals with France—a proportion which is just; for whether in the significance of the ideas let loose by the Revolution, in military and diplomatic ascendancy, or in the qualities of a brilliant and creative culture, France stood throughout that period at the heart of Europe—as in a sense she still does, though with not the old ascendancy.

Mr Fisher's intimate feeling, like that of most educated Englishmen, is sympathetic to the standards of French culture; it is prettily revealed, after a long catalogue of the achievements of Goethe in art, science and literature, by a characteristic comment: "Had he learned from the French the art of making a brief well-proportioned book, he would have added another to the many services which he rendered to the German people." That is not to say that there is bias in Mr Fisher's treatment of Germany—indeed, the book is singularly detached and free from bias, in spite of its definite viewpoint. His description of the rise of Germany to a dominating position in Europe, and in especial of the achievement of Bismarck for good or ill, is a model of its kind; there is no better account in English.

Yet one may doubt whether "The Liberal Experiment"—even when the emphasis is placed as Mr Fisher does upon

the "experimental"—correctly describes this century in which the dominant factor in Europe was the rise to power in Germany of a nation militarist, autocratic, fanatically nationalist. The title "Freedom and Organisation" which Lord Russell gave to his survey of the nineteenth century perhaps expresses more exactly the dualism, the sense of balance, the uneasy equilibrium which accomplished so much in that age, but which in its breakdown in our own time has increased the possibilities of danger even more acutely.

\* "History of Europe. Vol. III.: The Liberal Experiment." By H. A. L. Fisher. Eyre and Spottiswoode. 18s.

Pester Lloyd (Budapest)

Nr. 216 - - -

83. Jahrgang.

Budapest, Dienstag, 22. September

## Krieg oder Unfriede?

Wickham Steeds neues Buch über die Friedensprobleme.

Budapest, 21. September.

(—ti) Obwohl er in England und in der westlichen öffentlichen Meinung lange nicht mehr den Einfluß besitzt, den er — in wichtigen Punkten mit unheilvollen Folgen — in den Vorkriegs- und Kriegsjahren hatte, ist Wickham Steed noch immer eine wichtige Figur der englischen Publizistik und sein neues Buch verdient es, gelesen zu werden. Wickham Steed, einer der einflußreichsten Vorkämpfer der Friedensverträge, die den Weltkrieg beendet haben, will in diesem neuen Buch dem Publikum sagen, was er unter einem wahren und lebendigen Frieden versteht. (*H. Wickham Steed: Vital Peace. Constable and Co. London 1936*). Die zähe und zielbewußte Propaganda, die Wickham Steed vor dem Weltkriege und während des Ringens namentlich gegen die Doppelmonarchie und Ungarn mit dem Schlagwort der „Befreiung aller Völker Österreich-Ungarns“ entfaltete, trug wesentlich dazu bei, den führenden Staatsmännern der alliierten Mächte den wahren Stand der Dinge in Mitteleuropa zu verschleiern. Da der mächtige Leiter des Northcliffe'schen Propagandaapparats, der frühere langjährige Budapester und Wiener Times-Korrespondent bei den führenden Politikern der Friedenskonferenz als Autorität auf dem Gebiete der Nationalitätenfragen der österreichisch-ungarischen Monarchie galt, konnte seine eigenste Konzeption, die Schaffung der Tschecho-Slowakei, Großrumäniens und Jugoslawiens in ihrer heutigen Gestalt, widerspruchslos verwirklicht werden. Es erübrigt sich heute, auf die Einzelheiten der Propagandakampagne einzugehen, die Wickham Steed im Dienste dieser Konzeption entfaltete. Er selbst macht in seinem neuen Buche Andeutungen über die Art und Weise, wie er die italienischen Ansprüche um Jugoslawiens willen bekämpfte und wie er als Propagandachef der Entente an der Ausarbeitung der Kriegsziele der Verbündeten beteiligt war; er hat damals unaufhörlich die Zertrümmerung der Habsburgermonarchie und Ungarns als höchste Forderung der Gerechtigkeit hingestellt, und am Ergebnis, an den Grenzziehungen von 1919/1920 ist sein Einfluß genau zu erkennen. Der Friede also, den man in den Pariser Vororten schloß, kann mit gutem Recht auch sein Friede genannt werden; und deshalb ist es nicht uninteressant, zu erfahren, wie dieser einflußreiche Mitschöpfer der Friedensverträge fast

zwei Jahrzehnte nach deren Abschluß über die heutigen Friedensprobleme denkt.

Wenn man das Buch „Vital Peace“ mit Hinblick auf diese Voraussetzungen liest, so kann man darin ein verblüffendes Dokument erblicken. Wickham Steed beginnt jetzt die Wirklichkeit zu sehen, die er früher mitgeformt hatte. Er sieht, daß die Welt achtzehn Jahre nach Abschluß des entsetzlichsten Krieges vom Frieden weiter entfernt ist als je. Er blickt mit Entsetzen einer kommenden neuen Katastrophe entgegen und will die Völker im letzten Augenblick vor der tödlichen Gefahr warnen, die ihnen droht, wenn sie auf dem jetzigen Wege der europäischen Politik weiterschreiten. Er stellt mit wirklichem Scharfblick fest, daß die Bestrebungen der Nachkriegsdiplomatie nicht der Verwirklichung des Friedens, sondern der Erhaltung des „Nicht-Kriegszustandes“ dienen, und daß auch die heute die internationale Politik beschäftigenden Aktionen zunächst nicht dem Frieden, sondern eben nur diesem „Nicht-Krieg“ gelten. Der Unterschied zwischen „Peace“ und „Non-war“ ist in der Tat der zentrale Gedanke, um den herum die lichtvollste Kritik der heutigen internationalen Zustände hätte geschrieben werden können. Leider hat Wickham Steed nur den zentralen Gedanken selbst geahnt, aber daraus die logisch und politisch notwendigen Konsequenzen nicht mehr ziehen können. Er ist persönlich mit den Entscheidungen von 1919/20 viel zu sehr verwachsen, als daß er eine wahre Kritik des heutigen Zustandes geben könnte. Er ist natürlich ein viel zu scharfblickender Beobachter, um jetzt, nach sechzehn Jahren nicht zu sehen, daß die Pariser Vorortfrieden im Grunde verfehlt waren, und man muß ihm sogar den moralischen Mut zuerkennen, dieser Einsicht deutlichen Ausdruck verliehen zu haben. Er schreibt über die — übrigens aus amerikanischen und englischen Publikationen sattem bekannte — ungesunde Atmosphäre der Friedenskonferenz, die eine weise und gerechte Regelung der Friedensprobleme unmöglich machte: „Allmählich entartete das, was der Friede hätte sein können, in einen Frieden, dessen rettende Züge nur der Völkerbundpakt und die Befreiung der Völker in Mittel- und Osteuropa waren. Man konnte noch hoffen, daß durch den Völkerbund die Fehler des Friedens bald wieder gutgemacht und begründete Beschwerden behoben würden.“ Ein sehr bemerkenswerter Satz, wenn man ihn im Lichte der damit zusammenhängenden Teile des Buches liest. Er enthält einerseits die Erkenntnis, daß die Friedensverträge verfehlt und ungerecht waren („als hätten die Männer, die den Frieden ge-

Wende



# DYD

## Inseratenaufnahme:

in Budapest in der Administration des Pest Lloyd und in den Annoncen-Bureau: Balogh Sándor, J. Blokkner, J. Blau, Baros, Braun, Josef Erdős, Györi & Nagy, Jarsányi, Haussenstein & Vogler, Cornet Leopold, Julius Leopold, Nagy, Hirsfeld, reds, Mosse Rudolf A.-G., Julius Tensen.

Einzelnummer für Budapest und für die Provinz: Morgenblatt an Wochentagen 16 Heller, an Sonntagen 20 Heller, Abendblatt 10 Heller.  
Für Österreich: Morgenblatt an Wochentagen 30 Gr., an Sonntagen 40 Gr. und Abendblatt 20 Gr.

Redaktion u. Administration:  
V. MARIA VALERIA-UGCA 12.

Telephone:  
Redaktion: 1-945-20, Nach Mitternacht 1-945-26, Administration: 1-945-00

1936.

Nr. 216

macht haben, während des Krieges ihre Fähigkeit erschöpft, das gemeinsame Ziel, den Frieden auf festen und gerechten Grundlagen zu errichten", heißt es an einer anderen Stelle), und andererseits die Behauptung, daß die Gründung des Völkerbundes und die Befreiung der Völker in Mittel- und Osteuropa die gute Seite jener verfehlten Lösung darstellten. Eine komplizierte Stellungnahme, die deutlich die Tendenz erkennen läßt, die eigene Verantwortung von der allgemeinen Schuldkenntnis loszulösen. Denn „während des Kriegs“, als Wickham Steed als Propagandachef die Kriegsziele der Alliierten verkündete, war man, schreibt er, noch voller Idealismus und Gerechtigkeitssinn. Erst während der Friedenskonferenz bemächtigte sich der Staatsmänner Europas jener unselige Geist der nationalen Habgier und Engsichtigkeit, die aus der Konferenz statt der Begründung einer tragfähigen Friedensordnung einen gemeinen Kuhhandel machte. Natürlich ist diese Einstellung durchaus falsch, und an anderen Stellen, wo er nicht an die eigene Propagandatätigkeit denken muß, behauptet Wickham Steed selbst das genaue Gegenteil. Er weist auf die verhängnisvolle Rolle hin, die die während des Kriegs abgeschlossenen Geheimverträge beim Friedensschluß ausgeübt haben, und er rechnet es Wilson als Schwäche an, mit diesen Verträgen nicht gleich anfangs deutlich aufgeräumt zu haben. Leider bleibt Steeds Gedankengang auch hierin, wie überall, in einer seltsamen Einseitigkeit befangen. Er zieht gegen den mit Italien im April 1915 abgeschlossenen Londoner Vertrag scharf ins Feld, findet aber an den Geheimverträgen mit den Staaten der späteren Kleinen Entente nichts auszusetzen. Diese dienten offenbar dem von ihm selbst formulierten Zweck, „das Recht aller Völker Österreich-Ungarns zu sichern, ihren Platz unter den freien Völkern der Welt einzunehmen und mit ihren Stammesbrüdern jenseits der damaligen Grenzen Österreich-Ungarns vereinigt zu werden"; und daß auch bei der Verwirklichung dieses Ziels imperialistische Selbstsucht und engherziger Nationalismus am Werke waren, daß statt der Freiheit aller Völker der Doppelmonarchie die Unterdrückung eines Teils von ihnen unter neuen Machthabern erreicht wurde, entgeht dem scheinbar so offenherzig über die Fehler der Vergangenheit urteilenden Beobachter in vollem Maße. Es kann uns nicht wundernehmen, wenn er keine genaueren Angaben darüber macht, wie er sich die „Behebung begründeter Beschwerden" durch den Völkerbund vorstellt — ein Thema, worüber sich manches Einleuchtende hätte sagen lassen.

ndig-  
Ge-  
füh-  
Vital  
Lei-  
tung  
Er  
rung  
after  
sant"  
die  
Pro-  
des  
lich-  
der  
Frie-  
riede  
der  
dens,  
iches  
ist,  
wir  
muß  
durch  
ehler  
len"  
anen

Die im Buch niedergelegte Friedensdoktrin erheischt noch einige Bemerkungen. Eine methodische Behandlung der Frage erschwert der Autor selbst, indem er seine Ergebnisse ziemlich wahllos mit persönlichen Reminiszenzen vermischt. So muß der Leser inmitten der Entwicklung des Gedankens, daß die völkerrechtliche Verpönung des Krieges mit der Aufhebung des Rechts zur Neutralität gleichbedeutend wäre, lange Ausführungen über die persönlichen Beziehungen des Autors zum Präsidenten Coolidge lesen. Diese Ausführungen sind interessant und journalistisch gut erzählt, sie können aber über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß die von Steed vertretene radikale Ansicht in der Neutralitätsfrage weder in den Vereinigten Staaten noch in England bis in die Gegenwart offizielle Anerkennung fand. Steed meint, daß die Washingtoner Regierung durch den Abschluß des Kellogg-Pakts eigentlich seine These *in nuce* anerkannt hätte. Wenn er aus seinen langen Unterredungen mit dem sonst so schweigsamen Präsidenten Coolidge diesen Eindruck gewann, so war es eben eine Täuschung. Die bekannte, auch von Steed zitierte Stimsonsche Auslegung des Kellogg-Paktes hebt den konsultativen Charakter dieser Abmachung hervor, und stellt als ihre einzige Sanktion die öffentliche Meinung der Welt hin. Das klingt doch ganz anders, als eine Abschwörung des Rechts zur Neutralität, an dem übrigens die Vereinigten Staaten in ihrer ganzen, dem Abessinienkonflikt gewidmeten Gesetzgebung festgehalten haben. Sogar England ließ das Neutralitätsprinzip im Abessinienkonflikt unangetastet, und die neuesten Versuche zur Begründung der „kollektiven“ Sicherheit gehen vom „regionalen“ Grundsatz aus, der nur eine geographisch begrenzte Gruppe zum militärischen Einschreiten gegen den Angreifer verpflichtet will; im übrigen wird das Neutralitätsrecht der unmittelbar Unbetroffenen auf Grund dieses Prinzips noch deutlicher gewahrt, als im gegenwärtigen Artikel 16 der Völkerbundsatzung, der in dieser Hinsicht eine mehrfache Deutung zuläßt. Und schließlich wurde im Dardanellenvertrag von Montreux das Prinzip der Neutralität ausdrücklich bestätigt. Die neuen Sicherheitsbestrebungen der Westmächte haben nicht die Tendenz, jeden Konflikt grenzenlos zu verallgemeinern.

Die eigentliche Lehre Wickham Steeds vom „vitalen“ Frieden klingt anfangs vielversprechend. „Nichtkrieg“ ist noch kein Friede, sagt er; und der Leser erwartet wirklich tiefe und umfassende Ausführungen darüber, daß der Wille zum Frieden kein bloß passiver Abscheu vor dem Kampfe sein darf, sondern ein kampfbereiter Einsatz des ganzen Lebens im Dienste einer totalen Auffassung sein muß; wenn die Ideale der Menschheit, der Gerechtigkeit, des Rechtes und der Freiheit, die Ideale, die erst den Inhalt der wahren Weltanschauung des Friedens ausmachen, bedroht sind, dann muß der Friedenswille in heroische Kampfbereitschaft umschlagen.

sonst verliert er seinen Sinn und seine Lebendigkeit. Über diesen Friedensgedanken, über die Gebote, die er an die noch human denkende und führende Menschheit stellt, hätte ein Buch über „Vital Peace“ manches Entscheidende sagen können. Leider biegt der Gedankengang Steeds in die Richtung unfruchtbarer Sonntagsschülermahnungen ab. Er versteht unter „vitalen“ Frieden die Organisation der Jugend zu selbstaufopfernder, heldenhafter Hilfsbereitschaft, um ihr den Frieden „interessant“ zu machen. Das mag an sich richtig sein, aber die Welt von heute hat andere Sorgen und andere Probleme. Es handelt sich darum, ob alle Ideale des Geistes, der freien und schöpferischen Persönlich-

keit den dunklen Gewalten der Zerstörung und der Unfreiheit erliegen müssen oder sich noch im Frieden siegreich behaupten können. Ein solcher Friede wäre wirklich „vital“ — darüber kann jedoch der einstige einflußreiche Mitbegründer des Unfriedens, an dem die Welt heute krankt, nichts wesentliches sagen. Wenn „Nichtkrieg“ noch kein Friede ist, worin er recht hat, so ist der Unfriede, in dem wir leben, schon fast der Krieg — und die Welt muß zum Ursprung des Bösen zurückkehren, die durch Kurzsichtigkeit und Egoismus verschuldeten Fehler des Friedenswerks ausmerzen, ehe vom „vitalen“ Frieden in der lebendigen Pflege der humanen Ideale die Rede sein kann.

## Persianer Pe

nach Original Pariser Modellen zu  
**SCHMIDEG KÜ**

für den ein echter und rechter Erzieher — und nicht  
eine Lektion...



Neue Zürcher Zeitung

Nr. 252

Ueber Entstehung und Wesen  
des nationalen Bewußtseins in Europa

Im Banne der Geschichte

Bth. Im Jahre 1930 erschien eine Sammlung von Abhandlungen des Leydener Historikers Johannes Huizinga. Sie trug den Titel „Wege der Kulturgeschichte“. Vor die Aufgabe gestellt, eine Neuauflage dieses Bandes zu veranstalten, entschloß sich der Verfasser zu einer Umgestaltung, deren Ergebnis sich als ein fast durchwegs neues Buch erweist. Nur zwei Beiträge sind unverändert aus dem alten Bande in den neuen übernommen worden, der kürzlich unter dem Titel „Im Banne der Geschichte“ (Schweizerische Lizenzausgabe, Burg Verlag, Basel 1943, XI und 376 S.) herausgekommen ist. Das Buch spiegelt in schöner Weise die beiden Gebiete, auf denen sich Huizingas Forschungsarbeit vornehmlich ausgewirkt hat; es enthält einen theoretischen und einen ideengeschichtlichen Teil. Huizinga gehört zu jenen Historikern, die den lebhaftesten Wunsch empfinden, sich über die allgemeinen geistesgeschichtlichen, erkenntnistheoretischen und methodologischen Voraussetzungen ihres Tuns Rechenschaft abzulegen. Der erste Teil seines Buches bringt daher aufschlußreiche Studien zur Theorie und Methode der Geschichte, die den Vorzug besitzen, daß hier ein erfahrener Historiker die grundsätzlichen Probleme seiner Wissenschaft, die subjektiven Einflüsse ebenso unterworfen sein kann wie sie der künstlerischen Darstellung nahesteht, umfassend und mit großem Gewinn zu klären unternimmt. Huizinga ist extremistische Lösungen fremd und mit Recht verdächtig. Er ist ein ausgleichender und gerechter Geist, der verschiedene Behauptungen wägend zu einander in Beziehung setzt, bevor er eine Entscheidung trifft. Er macht seine eigenen geistigen Voraussetzungen kenntlich, wodurch das Bedürfnis nach intellektueller Redlichkeit befriedigt wird. Dabei verzichtet er nicht auf eine moralische Stellungnahme, die sich zwar nirgends pharisaisch vordrängt, die aber, deutlich spürbar, seiner Gedankensführung jenen Ernst und jene Würde verleiht, die immer nur dort vorhanden sind, wo das Wissen in die Verpflichtung des Gewissens mündet. Denn auch die wissenschaftliche Wahrheit ruht letztlich auf dieser Verankerung. Die Gegenwart, welche die Geschichte zur Rechtfertigung und Durchsetzung politischer und sozialer Absichten herabwürdigt, macht sinnfällig, daß der Wille zur wissenschaftlichen Objektivität längst wieder in jene Gefahrenzone gerückt ist, in welcher die persönliche, aber in der Sache begründete Ueberzeugung wider die Ansprüche der Kollektivität und des Staates stehen muß. In diesem Konflikt zeigt sich, daß auch die Voraussetzungen der wissenschaftlichen Tätigkeit in die Schicht der sittlichen Entscheidung herabreichend und im Bewusstsein verankert bleibt. Weil Huizinga das weiß, und die schmerzlichen Konsequenzen aus diesem seinem Wissen zu ziehen bereit ist, gehören seine Betrachtungen über die Geschichtswissenschaft in ihrer heutigen Lage zu den eindringlichsten Seiten dieses gebaltvollen Bandes. Vom 18. Jahrhundert an bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, schreibt Huizinga, war die Geschichtswissenschaft mit jähem Eifer bestrebt, die religiöse oder politische Parteilichkeit aus dem Geschichtsbild auszuscheiden. Diese Aufgabe war schwierig und ihre Durchführung glückte selten ganz. „Jedenfalls gab es einen consensus omnium, daß die Geschichte unparteiisch zu sein hatte, und daß zwar vielleicht nicht das Ideal, aber doch ein hoher Grad von Unparteilichkeit erreichbar sei. Die Freiheit der Wissenschaft und damit auch ihre hohe Aufgabe unbefangener Dienste an einer für alle gültigen Wahrheit war die Ueberzeugung, welche den Geist wissenschaftlicher Arbeit damals beseelte. Jetzt ist es anders. Ueberall grinst uns das Gespenst einer verzerrten Geschichtswissenschaft an, welche zur Sklavin eines vergänglichen Prinzips von Ansichten und Macht geworden ist.“

Der zweite Teil dieses Buches ist ideengeschichtlichen Untersuchungen gewidmet: der Geschichte des Zwischenreiches Burgund und dem Wachstum und den Formen des nationalen Bewußtseins in Europa bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Wir gestalten uns in diesem Zusammenhang ausschließlich die Ar-

beiten Huizingas über die Entstehung des Nationalismus in Europa herauszugreifen. Damit soll selbstverständlich kein Werturteil über die andern Teile des Buches zum Ausdruck gebracht werden.

Das Wesen der Nation

Einen befriedigenden allgemeingültigen Begriff der Nation gibt es nicht. Weder die Völkerkunde noch die Soziologie, weder die Sprachwissenschaft noch die Rassenlehre vermögen sachlich einwandfrei und allgemeingültig zu bestimmen, was wir unter einer Nation zu verstehen haben. Eine Menschengruppe mit gleicher Abstammung ist sie sicher nicht. Auch läßt sich die Gemeinsamkeit der Sprache als ihre Grundlage nicht behaupten. Ebenjowenig kann man auf den individuellen Willen der Zugehörigkeit zu einem „nationalen“ Verband abstellen, wie das Renan tat; denn dadurch würden die Mächte der Ueberlieferung und der politischen Institutionen, deren Einwirkungsgrad auf den Einzelnen nicht in seiner Verfügungsgewalt steht, unterschätzt werden. Noch gilt zu Recht, was Max Weber in seinem großartigen Grundriß der Soziologie, in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (1921) geschrieben hat: „Nation“ ist ein Begriff, der, wenn überhaupt eindeutig, dann jedenfalls nicht nach empirischen gemeinsamen Qualitäten der ihr Zugerechneten definiert werden kann. Er besagt im Sinne derer, die ihn jeweilig brauchen, zunächst unzweifelhaft: daß gewissen Menschengruppen ein spezifisches Solidaritätsempfinden andern gegenüber zumuten sei, gehört also der Wertsphäre an. Weder darüber aber, wie jene Menschengruppen abzugrenzen seien, noch darüber, welches Gemeinschaftshandeln aus jener Solidarität zu resultieren habe, herrscht Uebereinstimmung.“ An dieser Feststellung hat sich trotz verschiedenen, weitläufigen Untersuchungen über das Wesen der Nation, wie denjenigen von Heinz O. Ziegler, Rurt Stavenhagen und anderen, wenig geändert. Irgendwelche geschichtstheologischen und metaphysischen, in einem religiösen Glauben verankerten Anschauungen, welche die Völker, wie es Ranke tat, als Gedanken oder Ideen der Gottheit preisen, helfen erkenntnistümlich nicht weiter.

Durch Max Webers Hinweis darauf, daß der Begriff der Nation in der Wertsphäre beheimatet sei, wird auch die Vermutung vorbereitet, daß er in ausgezeichnetem Sinne ein Requisit des politischen Kampfes ist. Und in der Tat: niemand kann in Abrede stellen, daß der Gedanke der Nation mit politischen Energien erfüllt ist. Er war, neben der demokratischen Idee, die revolutionäre Kraft, die den Charakter des 19. Jahrhunderts prägte. Der nationale Gedanke diente bis auf den heutigen Tag zur Schaffung wie zur Zerstörung von Staaten. Er ist ein Instrument, eine Waffe, der, um ein Wort Nietzsche's zu verwenden, im „Krieg des Geistes“, welcher der gewalttätigen Auseinandersetzung, diese einleitend, vorausgeht, eine ausgezeichnete Bedeutung zukommt. Wenn man beobachtet“, schreibt Werner Kaegi in seinen „Historischen Meditationen“, „wie regelmäßig die nationalen Staaten in jüngerer Zeit imperiale Tendenzen entwickelt haben, so ist man geneigt, nicht mehr so sehr den Machtapparat als mißbrauchtes Werkzeug der Nationen, sondern die Nationen als ein zeitweilig opportunes Kleid des Machtprinzips anzusehen.“ Das Prinzip der Nationalität ist auch im 19. Jahrhundert nicht unbestritten geblieben. Es erscheint nur natürlich, daß in staatlichen Gebilden, die mehrere Nationen in sich vereinigten, wie etwa das alte Oesterreich, diesem Grundsatz eine kräftige Ablehnung in Erscheinung treten mußte. Franz Grillparzer hat sich wiederholt zum vehementen Sprecher der Kritik am extremen Nationalismus gemacht. Er verabscheute „dieses Geschrei von Nationalität“. Und indem er sich gegen den tschechischen Nationalismus wandte, polemisierte er auch gegen die geistige Vorbereitung, die er im „Vorantstellen von einheimischer Sprach- und Altertumswissenschaft“ auf den deutschen Lehrkanzeln erblickte, „auf denen gelehrte Toren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben.“ Die Dynamik des nationalen Gedankens konnten er und Gleichgesinnte frei-

wenden!

tic, nicht aufhalten. Die philosophisch-historische S. umblegung der nationalen Selbstbefinnung geschah in Herders bewundernswertem Werk. Sein Einfluß auf den ganzen Osten ist schlechterdings unabsehbar.

In einem eigentümlichen Verhältnis steht der moderne Nationalismus zum Imperialismus, zu der durch die ungeheuren technischen Fortschritte des Verkehrs und der Nachrichtenübermittlung bedingten „Verkleinerung“ der Erde und zu der steigenden wirtschaftlichen Verflechtung der einzelnen national geeinten Wirtschaftskörper, durch welche ein globales System gegenseitiger ökonomischer Abhängigkeit und Verbindung entstand. Alle diese Strömungen laufen im Grunde genommen der Ausbildung und Verfestigung des nationalistischen Gedankens entgegen, denn sie richten das menschliche Interesse und Denken auf die Verhältnisse und die Ordnung der Welt. Der Imperialismus, gefördert durch eine Art religiöses Sendungsbewußtsein, das sich von der göttlichen Berufung und Auservählung einer Nation herleitet, muß zum Konflikt mit dem Nationalismus führen. Durch den Uebergang des Nationalismus in den Imperialismus schaffen sich imperiale Nationen — was gerade die Gegenwart mit brutaler Offenheit enthüllt — eine Art Monopolstellung, indem sie die Rechte und den Sinn der nationalen Entfaltung ausschließlich für sich selbst in Anspruch nehmen, die übrigen Nationen dagegen ihrer Eigenstaatlichkeit berauben und in Helotenvölker verwandeln, die dem Herrenvolf nichts anderes als zu dienen haben.

### Die Entstehung des Nationalismus

Angeichts dieses komplizierten Sachverhalts scheint es naheliegend und erfolgversprechend, wenn der allerdings gerade von „nationalen“ Interessen nach Möglichkeit freie Historiker sich dieser Fragen annimmt. Es wird — anders kann er ja nicht verfahren — den unbestimmt-schillernden Sinn des Wortes Nation, so wie ihn sein Zeitalter nun einmal zu verwenden gewöhnt ist, den Untersuchungen als Ausgangspunkt zugrunde legen. Guizingas zuverlässiger Leitung sich anzuvertrauen, fällt einem nicht schwer; denn die Fülle des ihm mühelos zur Verfügung stehenden Wissens und seine sachlich-gerechte Art nehmen von vornherein für ihn ein. — Guizinga geht von der oft gehörten Behauptung historischer und staatswissenschaftlicher Schriften aus, daß Patriotismus, Nationalbewußtsein und Nationalismus erst in neuerer Zeit aufgefunden seien. Der christlichen Einheitskultur des Mittelalters vor allem sollen nationale Regungen weitgehend fremd gewesen sein. Guizinga entkräftet diese Meinungen durch den überzeugenden Nachweis, daß das Nationalgefühl und das nationale Sendungsbewußtsein nichts weniger als ein Erzeugnis der Neuzeit sind. Allerdings: die Bezeichnungen sind jung. Das Wort Patriotismus kommt erst im 18. Jahrhundert auf und von Nationalismus spricht man erst im 19. Jahrhundert. „Im Französischen gibt es für Nationalismus einen Beleg aus dem Jahre 1812, das älteste Beispiel des englischen Nationalismus datiert von 1836 und wird dort merkwürdigerweise in einer theologischen Bedeutung verwendet, nämlich für die Meinung, daß bestimmte Völker der Gegenstand göttlicher Erwählung gewesen seien.“ Vielleicht ist gerade diese Bedeutung insofern nicht so merkwürdig als im Zeitalter Cromwells in England, ja schon bei Richard Hooker ein dezidiertes Erwählungsbewußtsein des Volkes bestand, in welchem die Vorstellungen des Alten Testaments eine gewaltige Rolle spielten, wie denn überhaupt die Bücher des Alten Testaments in diesem Zusammenhang von höchster Wirkungskraft in der Geistesgeschichte des Abendlandes gewesen sind. Guizinga weist selber darauf hin, daß das Pathos der Vaterlandsliebe nirgends deutlicher und vertrauter aus dem Altertum zu uns herüber klinge als in der Form, wie sie das zweite Buch der Makkabäer aufweist. Der Historiker spricht zunächst von den Griechen, deren Patriotismus stark war und denen nur „ein allgemein hellenisches Gemeinheitsgefühl gegenüber allen Außenstehenden, den Barbaren“ eigen gewesen sei. Die Elemente des Vaterlandsgefühls hat Homer in der Ilias zum Ausdruck gebracht. — Der römische Vaterlandsbegriff „bildete sich in der Blütezeit der Republik in Gestalt echt nationaler Selbstenbehrung, die den Tugenden und dem Ruhm des Staates galten“. Das Christentum steht wesentlich über den Staaten und Völkern. Aber eine christliche Staatslehre war im Laufe der Zeit

gleichwohl unentbehrlich. Augustin hat dem Staat die doppelte Aufgabe zugewiesen: „die einer aus der Not geborenen Einrichtung, ohne die kein menschliches Zusammenleben, kein Friede möglich ist, und die eines Dieners und zugleich eines Schutzherrn der Kirche, solange diese Welt noch besteht“. Augustin wollte in „De Civitate Dei“ alle Reiche klein und in der Pflege einträchtiger Nachbarschaft vereint. „Ehe das Jahrhundert Augustins zu Ende ging, zählte der Westen tatsächlich eine Anzahl Reiche, die eins nach dem andern christlich wurden, nur nicht in der Eintracht, die Augustinus gewünscht hatte.“ Aus dem Reich der Franken erklingt dann auf einmal der Fanfarenton eines völlig neuen Nationalbewußtseins, in dem sich, so widersinnig es auch scheint, der Jubelklang über das Glaubensheil mit dem primitiven Hochmut eines barbarischen Stammesgefühls mischt, nämlich im Prolog der Lex Salica, der, wenn er auch etwas jünger sein sollte als das Gesetz selbst, doch die merowingische Zeit widerspiegelt. Er spricht von dem „ruhmvollen Volk der Franken“, das göttlichen Ursprungs sei, tapfer im Streit, treu im Frieden, weise im Rat, um in dem triumphierenden Ausruf zu schließen: „Es lebe Christus, der die Franken liebt“...

Damit hat der europäische Nationalismus seinen Lauf durch die Geschichte angetreten. „Der christliche Westen geht auf doppelter Grundlage seiner politischen Entwicklung entgegen: auf einer idealen Forderung nach einer universalen christlichen Weltregierung und einer bestehenden Wirklichkeit von noch schwanfenden Machtkomplexen barbarischer Art und römischer Tradition.“ — Diese Geschichte verfolgt Guizinga ungewöhnlich fein durch das Mittelalter, in der Renaissance und Reformation, im Zeitalter der Revolution und des napoleonischen Imperialismus bis hinab zum Ende des 19. Jahrhunderts. Die Wirkung der Kreuzzüge und der mittelalterlichen Universitäten auf die Entstehung eines nationalen Bewußtseins werden ebenso gediegen dargestellt wie seine Unterstützung durch die Päpste, die in den nationalen Komplexen Gegengewichte gegen das Kardinalskollegium erblickten, und der Widerstand gegen die Politik der staufischen Kaiser, in dem sich „ein bewußter Nationalismus im mittelalterlichen Westen“ entfaltete. In gleichem Maße aufschlußreich ist natürlich die ausgezeichnete Schilderung der neuzeitlichen Entwicklung des nationalen Bewußtseins.

Als grundsätzlich wichtiges Ergebnis wird man die Einsicht festhalten müssen: „Historisch gesehen war überall in Europa der Staat das Primäre gewesen, die Nation dagegen erst das Produkt der jeweiligen Lebensbedingungen innerhalb eines Staatsverbandes. Erst im Macht- und Rechtsverband bildet sich die Nation, selbst in den Fällen, wo die nationale Einheit und Gleichartigkeit, die am Ende einer langen Entwicklung sichtbar zutage tritt, bereits unter den naturgegebenen Bedingungen einer grauen Vorzeit als notwendiges Endergebnis beschlossen zu sein scheint.“ Je mehr sich die Darstellung der Gegenwart nähert, desto düsterer muß sie werden. Das nationale Bewußtsein, sagt Guizinga, „ist in der Theorie eine Ueberzeugung, in actu größtenteils Stolz. Es lebt beinahe ausschließlich in der Sphäre des Wettbewerbs und Widerstands, also an der Seite des Kampfes. Das Leben der Nationen untereinander könnte theoretisch sich in edlem Wettstreit vollziehen, aber unter den Feen, die an der Wiege der Nationen standen, haben Hochmut, Habsucht, Haß und Neid niemals gefehlt. Der Hochmut wird zu Wahn und Verblendung. Man bildet sich ein, ein Herrenvolf zu sein. Demnach muß man Sklaven haben. Woher nimmt man sie, wenn die Sklavenmärkte des Altertums nicht mehr offen stehen? — Man ist sich einer Sendung bewußt, fühlt sich zu etwas berufen und auserwählt. Ein Gott ist als Auftraggeber kaum noch nötig: die Nation ist sich selbst genug. Dürftige Illusionen des Herdenegoismus, armselige, dem Urzustand entlehene Instinkte!“

Im Grunde genommen bekräftigt der holländische Kulturhistoriker den Vierzeiler, den Grillparzer einst — 1849 — niedergeschrieben hatte:

„Der Weg der neuern Bildung geht  
von Humanität  
durch Nationalität  
zur Bestialität“.



**Kölnische Zeitung**

Nr. *375* vom *3. April* 1913.

**Das europäische Problem in französischer  
Beleuchtung. I.**

○ Paris, im April.

Aus einem jüngst erschienenen Buche, worin der französische Lehrer des Kronprinzen von Sachsen, Guy Balignar, die Eindrücke seines vierjährigen Dresdener Aufenthaltes berichtet (G. Balignar, Quatre ans à la cour de Saxe), veröffentlichte der Temps in diesen Tagen das Kapitel, worin der junge Franzose erzählt, wie er eines Tages auch in dem Kasino eines sächsischen Grenadierregiments das Kriegsspiel der deutschen Offiziere kennen lernte. Eingeladen, selbst daran teilzunehmen, mußte er die französischen Truppen manövrieren. Dem Rat eines der anwesenden Offiziere folgend, zog er dabei seine Truppen auf Paris und Orleans zurück, während die deutschen Truppen in Frankreich vorrückten. Seine Stellung erläuterte ihm alsdann der Offizier dahin:

Ihre Stellung ist ausgezeichnet, da Sie Ihre Schlachtlinie mitten im Herzen des Landes auf zwei große Städte stützen, die Ihnen leicht die Munition und die Lebensmittel liefern. Wir unsererseits sind zu weit von Deutschland entfernt, als daß die Versorgung, so gut sie auch eingerichtet sein mag, die Leichtigkeit ausgleichen kann, womit Sie Ihr Feuer unterhalten. Die Schlacht wird also bis zur völligen Erschöpfung der Munition auf der einen und auf der andern Seite dauern, 8, 10 oder noch mehr Tage ohne Aufhören. Es wird weder Sieger noch Besiegte geben. Verstehen Sie? Man wird also Frieden schließen. Wir versprechen Ihnen unsere starke Freundschaft, und Sie geben uns Ihrerseits unser altes deutsches Gebiet zurück: Die Champagne.

Der Temps gibt alsdann den Zweck an, weshalb er dem Buche Balignars dieses Kapitel entlehnt, indem er dazu bemerkt:

Es ist unbedingt notwendig, daß diese „Geistesverfassung“ bei uns bekannt wird. Namentlich in dem Augenblick, wo eine beunruhigende Werbearbeit unter dem Vorwand eines unbefestigten und schlaffen „Pazifismus“ sich bemüht, den patriotischen Aufschwung einzudämmen oder zurückzuenthalten, der alle guten Franzosen um die bedrohte Fahne schart.

Darauf kam es also dem Temps an, mit dieser „Geistesverfassung“ der deutschen Offiziere, für die das erzählte Beispiel typisch sein soll, einen erneuten Beweis für die Frankreich von Deutschland drohenden Gefahren und damit für die Notwendigkeiten beizubringen, daß Frankreich sich dagegen mit aller Kraft zur Abwehr rüsten müsse. Wir wollen einmal annehmen, der kleine Vorfall habe sich so zugetragen, und der sächsische Grenadierhauptmann habe dem jungen Franzosen jene Bemerkungen mehr im Ernst als im Scherz gesagt, obwohl sie im letztern Fall einen zweifelhaften Glanz, im erstern aber nur politischen Unsinn

bekunden. Wo sind dann aber die Erscheinungen, die — mehr als in dieser anekdotenhaften Weise — diesen Unsinn als die „Geistesverfassung“ der deutschen Offiziere erweisen? Wo sind die sonstigen Rundgebungen dieses Geistes im deutschen Offizierkorps, der von Frankreich als Lohn der deutschen Freundschaft — nach einem neuen Kriege mit ihm! — die Champagne fordert? Der Temps deutet mit dieser angeblichen Geistesverfassung noch mehr an. Er gibt sie zugleich als ein politisches Problem, das in ihr dem deutschen Offizier vor Augen schwebt: die Ausdehnung des Deutschen Reichs auf seine mittelalterlichen deutschen Gebiete. So meinen es ja auch das Echo de Paris, der Graf de Mun und die Berliner Berichterstatter Pariser Blätter, die dem französischen Volke klar machen, Deutschland werde ihm nicht nur die Champagne, sondern auch die Freigrafschaft, Burgund und Flandern mit samt seinen besten Kolonien wegnehmen, wenn es nicht schleunigst die dreißigjährige Dienstzeit annimmt. Sie alle werfen ein ganzes europäisches Problem in dieser Frage und in ihrer Werbearbeit dafür auf. Darin haben sie nun allerdings auch recht; ein europäisches Problem liegt darin, nur fragt es sich, auf welcher Seite hierbei die Auffassungen und Tendenzen liegen, die sich gegen andere richten. Die französischen Blätter und Politiker, die sie ohne weiteres Deutschland und Frankreich beimessen, vergessen oder verschweigen, daß auch die französischen Militärs nach dieser Richtung eine „Geistesverfassung“ bekunden haben, über die indes andere, gewichtigere Zeugnisse vorliegen als Anekdoten.

Das Jahr 1912 hat für die französische Militärliteratur eine ganze Reihe von Werken zu verzeichnen, welche die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit eines neuen deutsch-französischen Krieges erörtern. Die einen behandeln diesen Krieg als ein rein strategisches Problem. Dagegen ist nichts zu sagen. Andere aber behandeln ihn, obgleich von Militärs geschrieben, als rein politisches Problem, noch andere vom strategischen und politischen Gesichtspunkt aus. Befassen wir uns mit einigen dieser beiden letztern Arten allein, um danach zu sehen, was Geistes Kinder denn diese französischen Offiziere sind. Da haben wir zunächst den phantastischen Verfasser der „Bataille du Champ des Bouleaux“ (Paris, Charles-Lavanzelle 1912) Major de Civrieux. Er hat von der „berühmten“ Straßburger Prophezelung gehört, die nach mörderischen Kämpfen das Ende des Deutschen Reichs und der Hohenzollern auf das Jahr 1911 voraussetzt. Auf beinahe 100 Seiten gibt de Civrieux ein strategisches Bild von dem Verlaufe dieser Kämpfe. Deutschland gibt die Veranlassung zum Kriege, indem es trotz der Warnung Englands 10 000 Mann durch Kamerun an den Kongo sendet, die seine Absichten auf das belgische Kongogebiet dartun. Die englische Flotte überfällt infolgedessen

**WERTEN!**

am 15. August 191... ohne Kriegserklärung die deutsche Nordsee-  
flotte und vernichtet sie. Frankreich weist das Ultimatum Deutsch-  
lands, zwischen dem Bündnis mit ihm oder dem Kriege zu wählen,  
stolz zurück. „Zu viele Demütigungen schon hatte es hingenommen.  
Unter der neuen Beleidigung erhob es sich, und das blaue Blut der  
Ahnen wallte auf in seinen Adern.“ Der General Bourdieu, „der  
Eroberer von Marokko und der Friedensstifter in Marokko“, über-  
nimmt den Oberbefehl über die französischen Heere. Die Kern-  
truppen der Hauptarmee bilden 50 000 Mann afrikanische Krieger,  
Araber, Marokkaner und Schwarze, „der Schrecken der modernen  
Militär“. England schickt ein Hilfskorps von 100 000 Mann.  
Italien fällt einfach vom Dreibund ab und erklärt sich neutral.  
Österreich kann nicht eingreifen, da es auf dem Balkan alle Hände  
voll hat, desgleichen aber auch nicht Rußland, das mit der neuen  
chinesischen Republik und in Persien zu tun hat. Frankreich hat  
seine Hilfe aber auch nicht nötig. Denn, unterstützt von den  
100 000 Engländern, der belgischen Armee, die wegen des Durch-  
bruchversuchs der deutschen Truppen durch Belgien auf die franzö-  
sische Seite tritt, und dank namentlich seinen 50 000 Afrikanern,  
welche die deutschen Garderegimenter mit Todesverachtung über den  
Haufen rennen, wird es allein mit Deutschland fertig. Nach drei  
siegreichen Schlachten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen im  
Süden und an der belgisch-deutschen Grenze dringen seine Truppen  
in die nördlichen Rheinlande vor. Schnell beeilt sich nun auch noch  
Holland, mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen gegen die  
Zusicherung der Emsmündung und eines Teils von Hannover als  
seines Gewinnanteils. Die deutschen Niederlagen haben ganz  
Europa in Staunen gesetzt. „Man wußte wohl, daß der kaiserliche  
Favoritismus unter dem Einfluß der Klippen das deutsche Ober-  
kommando verderben hatte, daß die Kaste der preussischen Offiziere,  
verweichlicht und von Überhebung erfüllt, vergessen hatte, daß der  
Sieg nur eine Eintagsblume ist, wenn er nicht dauernde Pflege  
erhält. Man wußte auch sehr wohl, daß ein Erwachen stolzer Be-  
geistigung die Seele der französischen, dank der wiederholten De-  
mütigungen auf den Weg der Revanche zurückgekehrten Jugend  
aufgerüttelt hatte. Aber niemand hatte vorauszusagen gewagt, daß  
die Söhne der Sieger von Sedan in wenigen Stunden ein neues  
Jena kennen würden.“ Die Reste der geschlagenen deutschen Heere  
haben sich inzwischen im Münsterischen Tiefland wieder gesammelt,  
und hier, zwischen Lippe und Ruhr, kommt es zur letzten Ent-  
scheidungskampf, in der sich anderthalb Million Mann mit 4000  
Geschützen gegenüberstehen. Das Zentrum in der deutschen Auf-  
stellung ist ein mit Bäumen bestandener und die weite Ebene be-  
herrschender Hügel halbwegs zwischen Unna und Hamm. Dori  
hat der Kaiser sein Hauptquartier eingerichtet. Ein zerlegbares  
Haus aus Panzerplatten dient ihm und seinen nächsten Beratern  
zur Deckung gegen feindliche Flugzeuge. Am Abend des dritten  
Tages wird der Kampf wieder durch einen Schrecken vor sich her  
verbreitenden Sturmangriff der 50 000 Afrikaner, dieser  
„Dämonen des Krieges“ entschieden. Die Niederlage der deutschen  
Truppen vollenden die französischen Flugzeuge, die, Tod säend,  
scharrenweise über das Schlachtfeld hinstreichen. Eines von ihnen  
stößt mit 200 km Schnelligkeit auf den Bärenhügel zu, „wie ein  
Raubvogel auf sein Opfer, und in einem fürchterlichen Krachen  
berstender Stahlplatten und flammender Zündstoffe verschwinden  
Kaiser Wilhelm II. und sein Generalstab, dahingemäht und zer-  
stört...“ Und de Ciorieux schließt mit dem letzten Kapitel, das  
in folgenden neun Zeilen nach Form und Inhalt lautet:

**Ainsi, SELON LES PRÉDICTIONS DE LA  
CÉLÈBRE PROPHÉTIE DE STRASBOURG:**

**AU CHAMP DES BOULEAUX  
ENTRE HAMM ET UNNA, EN WESTPHALIE  
EN L'AN 191...  
UNE GÉNÉRATION ET DEMIE APRÈS SA FONDATION  
PÉRIT  
AVEC LE TROISIÈME ET DERNIER KAISER  
L'EMPIRE ALLEMAND DES HOHENZOLLERN**

(So ging nach den Weissagungen der berühmten Prophezeiung von  
Strasbourg auf dem Bärenfelde zwischen Hamm und Unna in West-  
falen im Jahre 191... anderthalb Generation nach seiner Gründung  
mit dem dritten und letzten Kaiser das Deutsche Reich der Hohen-  
zollern unter.

Soll man das Buch ernst nehmen? wird vielleicht mancher  
fragen. Diese Frage beantwortet für die Franzosen der  
nationalistische Abgeordnete Driant in der Vorrede, die er zu  
dem Werk geschrieben hat. Er bemerkt darin: „Man mag noch so  
sehr die Ahnen zuden und sich sagen, daß es albern ist, allem dem,  
was Vorausagung der Zukunft ist, Glauben zu schenken: die durch  
diese Vorausagung bedroht werden, fühlen dennoch einen Schauer  
ihre Seele durchziehen bei dem Gedanken, daß die verhängnisvolle  
Zeitangabe naht; und diejenigen, die sie rächt, können sich nicht ent-  
halten, sich zu fragen: „Und wenn es doch wahr wäre!“ Und der  
Abgeordnete Driant, Major z. D. und Militärschriftsteller, stellt dem  
Buche de Ciorieux das Zeugnis aus, daß seine Darstellung „wunder-  
bar in den Rahmen der Wirklichkeiten von morgen passe“. Der  
realen militärischen Wirklichkeiten von morgen, meint der Ab-  
geordnete. Es gibt aber noch andere moralische — Wirklichkeiten,  
in deren Rahmen das Zukunftsbild de Ciorieux schon heute paßt.

Er verzichtet darauf, es diplomatisch anders als aus dem Angriffs-  
plane Deutschlands auf Belgisch-Kongo hervorgehen zu lassen. Was  
bedeutet aber für seinen Weltkrieg dieser äußere Anlaß? So gut,  
wie ein Nichts, das Steinchen nur, das den Berg ins Rollen bringt.  
Es sind die andern, die großen moralischen Wirklichkeiten, die aus  
der Seele der Völker selbst heraus das Verhängnis heraufzuführen  
und die Entscheidungen stellen. Werfen wir nun einen Blick auf  
diese großen moralischen Wirklichkeiten, wie sie sich für das  
europäische Problem in den Köpfen gewisser Franzosen malen.



## Das europäische Problem in französischer Beleuchtung. II.

(Fortsetzung aus Nr. 375.)

○ Paris, im April.

Das schicksalsschwere Zukunftsbild des Majors de Clorieuq findet sein tiefes aus der Vergangenheit und Gegenwart durchdachtes Gegenstück, das für jene strategische Studie den diplomatisch-politischen Auftakt bietet, in einem Werke des Hauptmanns Pierre Félig, das sich betitelt *La Riposte* (Paris, Berger-Vertraut 1912). Hauptmann Félig ist weniger Strategie als Politiker, der die Notwendigkeit des Augenblicks nach den Gesichtspunkten der internationalen Lage für Frankreich erörtert und seinen Leitfaden hierfür gleich dahin aufstellt:

Wenn man die Dinge unparteiisch prüft, so kann man sich nicht enthalten, zu erkennen, daß in internationaler Hinsicht die Lage Frankreichs derjenigen Deutschlands bei weitem überlegen ist und uns gestattet, nicht allein festen Fußes abzuwarten, sondern auch die Sache vorweg zu nehmen (*prendre les devants*), um endlich den Stand der Dinge in Europa nach dem historischen Recht, der Gerechtigkeit und den Erfordernissen der Zivilisation zu regeln.

Die militärische Voraussetzung hierfür steht dem Verfasser so außer allem Zweifel, daß er sich begnügt, sie mit dem Satze abzutun:

Wer wagte, anzunehmen, daß die Franzosen, aufgeweckt, gegliedert und geführt wie sie sind, daß dieses seinem ganzen Wesen nach so kriegerische Volk, das den Heldenmut aus allen Poren schwitzt, bei gleicher Zahl der Kämpfer geschlagen werden kann, da es doch sogar zu einem gegen zwei so oft Sieger war? Das ist keine Fanfaronade, sondern eine einfache und fast offensichtliche Wahrheit für alle gebildeten Leute, die nachgedacht, verglichen und abgemessen haben, für alle diejenigen namentlich, die die Geschichte kennen und über die Ursachen unserer Niederlagen von 1870 nachgedacht haben.

Nun, wozu denn all das Geschrei heute, daß Frankreich gegenüber der deutschen Wehrkraft verloren wäre? Hauptmann Félig ist nun zunächst überzeugt, daß die englische Diplomatie sich das Problem ihrer Beziehungen zu Deutschland längst dahin klargemacht hat, letzteres entweder gutwillig oder mit Gewalt zur Beschränkung seiner Rüstungen zu zwingen, und er bemißt den Verfalltag der Frist, die sie ihm für dies Entweder-Oder läßt, auf höchstens noch zwei bis drei Jahre, d. h. also bis 1914 oder 1915. Dann aber ist nach ihm „die Ära der platonischen Rundgebungen für den Frieden, der großsprecherischen und unwirksamen Reden oder der reinen Phrasendrescherei vorbei und diejenige der positiven Tatsachen beginnt“. Wie? Félig gibt die Antwort darauf, indem er zunächst die Stellung Frankreichs Deutschland gegenüber dahin bestimmt:

Wegen der elsass-lothringischen Frage und auch aus andern Gründen und bevor gewisse Berichtigungen an der Karte Europas vorgenommen sind, kann Frankreich Deutschland nicht mit demselben Blick betrachten wie die andern Nationen.

Sedoch ist der Verfasser dafür, daß Frankreich den Ausgang des englisch-deutschen Duells ruhig abwarten, in der sichern Erwartung, daß England allein mit Deutschland fertig werde. Er ist sogar auch so gutmütig — und man wird in Deutschland gut tun, dies für den tiefsten Endzweck des von den französischen Chauvinisten ins Werk gesetzten, aber auch von andern und selbst den Behörden ruhig mitangeesehenen Boykott-Feldzugs gegen die deutsche Industrie und den deutschen Handel im Auge zu behalten —, dem Dreiverbände erst den Versuch zu überlassen, Deutschland „durch einen tatkräftigen finanziellen und wirtschaftlichen Druck, der wahrscheinlich schon entscheidend wäre“, wenn nötig mit seiner Verschärfung durch eine Blockade der deutschen Häfen matt zu setzen und ihm seine künftige Stellung anzuweisen, die dahin geht, daß „Deutschland dafür gemacht ist, zu folgen, aber nicht zu führen“. Diese Führerrolle kommt nur Frankreich zu, denn, so erklärt Félig, „wir sind wieder eine große Nation geworden, die erste Nation. Davon müssen wir uns wieder überzeugen, nicht aus eitlem Prahlerei, sondern, weil es wahr ist“. Und sein Rezept für die Betätigung dieser Führerrolle lautet:

In jedem Stande der Dinge, im Frieden und im Kriege, ist Frankreich dazu bestimmt, zu gleicher Hand mit den größten Mächten zu marschieren, und es kann dafür nur eine aktive Politik haben, die den Ereignissen entgegengeht, sie regelt und nötigenfalls hervorruft, eine Politik, die voraussieht, berechnet, handelt und aufstellt, entsteht zu warten und den Willen der Gegner auf sich zu nehmen.

Das heißt also: Genug und weg mit der Politik des Gleichgewichtes, Frankreich hat den Regulator der Weltgeschichte zu spielen! Über die Unverträglichkeit der Politik des Gleichgewichtes mit dieser Führerrolle Frankreichs gibt sich der Verfasser auch volle Rechenschaft. Er weiß sie deshalb aber auch zu ersehen. Zunächst gilt ihm aber der Grundsatz, daß das neue Deutsche Reich unter der Führung Preußens die ganze moderne Weltlage verfaßt und auf seinen historischen Befehlen und zivilisatorischen Notwendigkeiten zuwiderlaufende Abwege geführt hat. Daher ist ihm auch das alles andere, selbst die elsass-lothringische Frage beherrschende Problem, dieser Weltlage wieder die richtige Form zurückzugeben. „Deutschland könnte uns Elsass-Lothringen gegen eine große koloniale und Geldentschädigung zurückgeben“, bekennet Félig, „wir wären darum nicht besser daran, wenn Europa ihm gestattet, seine Rüstungen zu vermehren und sein friedliches Eindringen in Frankreich fortzusetzen. Wir würden nur zurückweichen, um desto sicherer aufzuliegen.“ Man sieht, der politisierende Hauptmann hat sich das Problem genau überlegt. Ebenso genau und klar hat er sich seine Lösung zurechtgelegt, der für ihn keine materielle Schwierigkeit im Wege steht, da er ja von der Überlegenheit der französischen Waffen felsenfest überzeugt und außerdem der Frankreich hierbei noch vorgehenden Rolle Englands gegen Deutschland sicher ist. Der Kernpunkt dieser Lösung ist ihm nun aber nicht so sehr gegen das Deutschland selbst als gegen seine heutige politische Verfassung, d. h. gegen das Deutsche Reich unter Führung Preußens gerichtet. Denn, was ist Preußen? Man höre ihn hierüber:

Ein historischer und moralischer Widerspruch, ein Unglücksfall in der Geschichte, aber kein logisches Ergebnis; ein seltsamer Staat, der bekanntlich weder durch die Geographie, noch durch die Geschichte, noch durch irgendeine nützliche Aufgabe abgegrenzt ist. Man vermag für es keine berechnete Aufgabe zu finden, und als ein Keuling kann es nur suchen, sich durch Brutalität und Gewalttätigkeit den alten und politisch gesitteten Eigentümern unterzujubeln. Es kann nur ein schlechtes Werk verrichten, und das tut es mit verwerflichem Zynismus. Deshalb ist es moralisch ebenso zu verurteilen wie historisch. Zu spät auf die Weltbühne getreten, im Besitz weder der nötigen Mittel noch des Ansehens, um andere zu führen, hat es im Gegenteil notwendig, noch lange die guten Manieren zu üben, ehe es mit den andern zivilisierten Nationen auf die gleiche geistige und moralische Stufe gestellt werden kann.

Armes so tief in der Zivilisation zurückgebliebenes Preußen! Es sehe sich, von der „ersten Nation“ gar nicht zu sprechen, „seinen Nachbarn im Osten an, wie selbst er, der Halbasiate, es in der Kultur und den „guten Manieren“ überflügelt hat! Was soll Europa demnach auch mit ihm anfangen? Man höre es weiter:

Wenn es auch nötig ist, sich gegen seine schlechten Gewohnheiten und seine unerträgliche Tyrannei zu sichern, so wird doch niemand vorzuschlagen, es seinerseits nun zu tyrannisieren. Die Schule, die es in Europa eingeführt hat, ist zu abscheulich, als daß die ehrbaren Leute daran denken könnten, sie auch auf es selbst anzuwenden. Man wird Preußen also behandeln wie jedermann, wofür es nicht durch einen ebenso unnützen wie ungestümen Widerstand diejenigen zu tatkräftigen Zwangsmahregeln zwingt, die seiner jenseitswerten Politik müde geworden sind. Weshalb sollte es aber so hartnäckig sein? Was kann es erhoffen? Die deutschen Bundesstaaten selbst werden zweifellos die ersten sein, sein Joch abzuschütteln, ebenso aus berechtigtem Widerwillen wie um ihrem wahren Interesse zu dienen. Wenn sie aber durchaus ihr Schicksal mit dem feigen verknüpfen wollen, so mögen sie es: sie werden in denselben Untergang mit hineingerissen werden.

Denn das ist selbstverständlich: die „gleiche gute Behandlung“ wie jedermann soll Preußen nur für den Rest dessen genießen, was man ihm als geographisch und „moralisch“ auf seine frühere Stellung zurückberichtigter Macht zweiten oder dritten Ranges lassen wird, um „künftig um das österreichische Zentrum in dem germanischen Kreise gravitierend nicht mehr gefährlich zu sein“. Das ist nämlich der zweite Punkt in der Lösung dieses Weltproblems, die Wiederherstellung „des wirklichen Deutschen Reiches, wie es die Geschichte geschaffen hatte und wie es sein muß“, ein neues Deutschland unter Österreichs Vorherrschaft. Der Aussicht, meint Félig, neben Preußen für das Deutschland weiter eine Satellitenrolle zu spielen, werde Österreich sicherlich diese Aufgabe seiner historischen Wiedergeburt vorziehen, die dann zugleich mit einem Schlage sein slawisches Problem löse, wie es weiter dann auch leicht sich dazu verstehen könne, neben der unter seiner Kaiserkrone vereinigten neuen „deutschen Einheit“ die „italienische Einheit“ voll und ganz erstehen zu lassen. Und Frankreich? O, Frankreich ist sehr bescheiden. Es wird nur Elsass-Lothringen zurücknehmen und „die ganze natürliche Rheingrenze, die jetzt Deutschland gehört, um auf diese Weise wieder Herr im eigenen Hause zu werden“.

und in Europa seine Rolle ersten Ranges wieder aufzunehmen, die einzuhalten, Preußen offensichtlich ohnmächtig ist.“ Schöne Aussichten nebenbei — diese natürliche Rheingrenze Frankreichs — für Belgien und Holland, aber ohne Schaden für England. Denn großmütig gesteht Felix England zu, daß es seine Stelle als erste Weltmacht zur See behaupten soll und wird, wenn es nur sich beeilt, mit Frankreich das europäische Problem — in seinem eigenen richtig verstandenen Interesse — so zu lösen. Denn Eile tut Not, mehr für England als für Frankreich. Man höre auch darüber noch den französischen Hauptmann:

Preußen ist auf jeden Fall verloren. Es ist der Gnade eines klugen und zugleich tatkräftigen Manövers ausgeliefert, das von dem Dreiverband ausgehen würde. Normalerweise müßte London zuerst handeln, weil es England ist, das durch die preussische Vorherrschaft am meisten bedroht wird. England müßte ebenso sehr für seine eigene Rechnung wie als Beauftragter Europas Deutschland unter Wahrung der Formen zunächst, und wenn nötig brutalerweise aufgeben (mettre en demeure), in seinen Rüstungen zu Wasser wie zu Lande Einhalt zu tun. Es wäre natürlich wünschenswert, daß ein Vorgehen dieser Art unter den drei Mächten des Dreiverbandes überlegt und vereinbart würde. Wenn aber das Einvernehmen hierüber nicht zustande käme, so müßte meiner Ansicht nach England ganz allein handeln, sollten auch die beiden andern Mächte neutral bleiben. Demgegenüber, was es sonst zu erwarten hat, darf England auch keine Minute mehr verlieren, wenn es sein eigenes Dasein sichern will, und wenn ich englischer Minister wäre, würde ich nicht zögern die Ereignisse zu überstürzen, müßte ich auch einen allgemeinen Brand entfesseln.

Es kommt Felix jedoch nicht darauf an, daß auch ein anderer Mann als ein englischer Minister die Punte an das Pulverfaß legt. Denn er ergänzt seine Schlussfolgerung dahin:

Nach welcher Seite man sich auch wendet, unter welchen Gesichtspunkten man die internationale Lage prüft, Preußen ist verloren, wenn nur der Dreiverband nicht passiv bleibt oder auch nur ein Staatsmann des Dreiverbandes sich an die Spitze der diplomatischen Bewegung stellt und Freunde und Gegner so scheidet, um sie nötigenfalls vor die vollendete Tatsache zu stellen, anstatt sie manövrieren zu lassen.

Leider aber — und als „navrant“, als herzbeklemmend bezeichnet es der Verfasser der Riposte — habe sich bisher unter den Staatsmännern Englands und Rußlands keiner gefunden, der sich bereit oder fähig gezeigt habe, diese diplomatische Führung zu ergreifen und endlich „den Status Europas zu regeln.“ So wird also wohl — das ist offenbar die Ergänzung dieser Feststellung — Frankreich diesen Mann stellen müssen. Der Major de Ciorieux hat in ihm schon den neuen Napoleon entdeckt, der die französischen und englischen Truppen in dem Weltkriege gegen Deutschland zum Siege führt, den General „Bordeaux, den Eroberer von Marakesch und den Friedensstifter in Marokko“. Es ist wahrscheinlich nur Vorsicht gewesen, wenn der Hauptmann Felix nicht auch schon ebenso deutlich den französischen Staatsmann bezeichnet, der nach ihm „the right man in the right place“ ist, um das nötige diplomatische Werk für diese neue Statut Europas durchzuführen, das nach ihm das historische Verhängnis und die Moral Europas fordert.

Auffassungen und Träume temperamentvoller, aber vereinzelter Militärs — könnte man nur versucht sein, einzuwerfen. Das ist auch noch sehr die Frage. Denn, da diese Offiziere, wie de Ciorieux und Felix nicht die einzigen sind, die so schreiben, so sind sie sicherlich noch weniger die einzigen, die so denken. Und wenn sie, was sie denken, nur mit ihrem Namen decken, und in Buchform unter das Volk, unter ihre Kameraden hinausfenden, was bedeutet es dagegen, wenn das geleseste Blatt im Heere, die France Militaire, dieselben Gedanken und Tendenzen zu Zehntausenden von Exemplaren in einer Reihe von Tagesartikeln verbreitete?

Die Stunde ist da, wo Frankreich das Verlorene wiedergewinnen mußte. — Frankreich hat, es ist notwendig, das laut zu sagen, alle Kräfte an eine Entscheidung zu setzen, von der es wünschen muß, daß sie schnellst möglich falle. — Wir haben einer rücksichtslosen Militärpolitik nie dringender bedurft als jetzt. — Die Stunde naht, wo ein allgemeines Erwachen (der Mächte Europas) den deutschen Alp abschütteln wird. — Der Krieg wird kurz sein, denn Deutschland wird schon mit dem ersten Schläge zerschmettert werden.

Das sind so einige der Leitsätze, womit dieses Blatt im Verlauf des letzten Jahres — ehe noch von der neuen deutschen Beherrschung die Rede war — den baldigsten Entscheidungskrieg und die Zerschmetterung Deutschlands, natürlich auch mit Hilfe der Engländer predigte. Wenn aber ein Blatt wie die France Militaire das in die Öffentlichkeit hinausfendet, so bedeutet das keine Ansicht dieses oder jenes einzelnen mehr, sondern es ist bei ihr der Ausdruck von Gefühlen und Meinungen, die den Anspruch erheben, als Ausdruck weiterer Kreise zu gelten und unmittelbar die öffentliche Meinung zu bilden und zu vertreten. Und von französischer Seite selbst bestätigt man diese Rundgebungen als den Ausdruck einer allgemeinen Strömung. Unter dem Pseudonym Agathon ist vor kurzem ein Buch erschienen, das das „nationale Erwachen“ in der heutigen Generation Frankreichs untersucht (Agathon, Les jeunes gens d'aujourd'hui; Paris, Plon-Neuril 1913), allerdings auch gleichzeitig in chauvinistischem Sinne noch anzufeuern unternimmt. Zur Kennzeichnung des Geistes, der heute im Heere vorherrscht, bringt es den Beitrag eines jüngern Generalstabsoffiziers, der darlegt, daß, wenn das ältere Geschlecht als Zeuge des Unglücks und Elends von 1870, dem Gedanken eines neuen Krieges sich abhold gezeigt habe, es ganz anders mit der jüngern, nach 1870 geborenen Generation sei. Ihren Sinn kennzeichnet dieser Offizier mit den Worten:

Sie kennt von dem Kriege 1870 nur die Erzählungen darüber, in denen man die Tapferkeit unserer Truppen, ihre Todesverachtung preist. Unsere Mütter sprachen uns von Revanche. Wer aber Revanche sagt, sagt Angriff, und unsere jungen Köpfe sind von dem Gedanken durchdrungen, daß wir handeln, daß wir kämpfen müssen... Wir fühlen, daß zwischen Deutschland und uns eine Frage liegt, die abgewendet werden muß. Solange Elsass und Lothringen „ihnen“ gehören, darf man nicht von Frieden sprechen. Man muß den Krieg voraussetzen, und ständig bereit sein, ihn zu erklären. Als Soldaten haben wir die unheilvollen Lehren der Defensive aufgegeben. Wir wollen handeln. Um unsern Willen dem Feinde aufzulegen, werden wir ihn angreifen. Angreifen ist immer noch das beste Mittel, sich zu verteidigen.

Bedarf es einer Schlussfolgerung aus allen diesen Zeugnissen? Wohl kaum. Sie zeigen zur Genüge, wo heute in Wirklichkeit die „Geistesverfassung“ ist, die aus sich selbst allein schon heraus wie doppelt bei der augenblicklichen kritischen Lage der Dinge in Europa den Frieden bedroht, und sie zeigen auch, wo heute in Wirklichkeit diejenigen sitzen, die zugleich mit ihren Gefühlen auch in dem Begriffe ihrer engern nationalen Interessen, wie in dem Begriffe des europäischen Problems die Idee des Angriffs verkörpern, gegenüber denen, die mit ihren Gefühlen wie in ihren Interessenbegriffen den Frieden wollen. Es bleibt nur noch zu erörtern, wie diese Geistesverfassung in den militärischen Kreisen Frankreichs sich zu der der bürgerlichen und politischen Kreise der Nation und des Volkes selbst verhält.



## Kölnische Zeitung

Nr. 391. vom *6. April* 1913.

### Das europäische Problem in französischer Beleuchtung. III.

(Schluß aus Nr. 383.)

○ Paris, im April.

Im Mai 1873 hatte der erste Präsident der dritten Republik, Thiers, mit dem deutschen Botschafter Grafen Arnim eine Unterredung, worin er ihm seinen Begriff der Hoffnungen und Ansprüche Frankreichs in den Worten ausdrückte:

Nach vielen Jahren, wenn Frankreich seine Kräfte wieder erlangt hat, müßte seine vorherrschende Tendenz notwendigerweise sein, für die erlittenen Verluste eine Entschädigung zu suchen, und wenn eines Tages Deutschland in Verlegenheiten mit andern Mächten verwickelt werden sollte, so wäre der Augenblick gekommen, diese Rechnung zu regeln. Das soll aber nicht besagen, daß in einem solchen Falle Frankreich sich gegen Deutschland erheben müßte. Es wäre nicht unmöglich, ins Auge zu fassen, daß Deutschland alsdann selbst bereit wäre, das Bündnis mit Frankreich durch Entschädigungen zu erkaufen, die einen Krieg unmöglich machen könnten.

Diese Worte Thiers' sind das offene Programm einer nicht unbedingt, aber doch im Wunsche und Ziel friedlichen „Revanche“. So dachte sich der erste Präsident der französischen Republik, kein sonderlicher Realpolitiker, wie er schon vorher bewiesen hatte, die Erfüllung der von Deutschland trotz des Frankfurter Vertrags seiner Ansicht nach noch schuldigen Genugtuung für die ihm mit Waffengewalt entzogenen Provinzen. Thiers sah darin Frankreich ein Verhältnis zu Deutschland vorgezeichnet, das bei im übrigen korrekten Beziehungen der beiden Mächte diese Genugtuung auf unbestimmte Wartezeit stellte; inzwischen, so dachte er, möge das französische Volk ohne chauvinistische Forderungen und Kundgebungen, aber auch ohne Verzicht seinen Gefühlen und Hoffnungen auf die „Réparation“ des erlittenen „Unrechts“ leben. Das Programm hatte in dieser Formel nur einen bedenklichen Haken, dessen Gefahr für den Frieden auch der aufrichtige Wunsch Thiers', Frankreich und Deutschland das Elend eines neuen Krieges erspart zu sehen, nicht beseitigte: die „Verlegenheiten Deutschlands mit andern Mächten“ als die Gelegenheiten, es nach Wiederherstellung der Kräfte Frankreichs zur Geltung zu bringen.

Thiers war 75 Jahre alt, als er dieser Formel Ausdruck gab, welche die Vergeltung für 1870 aus einer deutsch-französischen Frage zu einem europäischen Problem erweiterte, unter der Erinnerung, was der Versuch Frankreichs gelostet hatte, allein mit Deutschland die Frage seiner Stellung in Europa zu regeln. Er hoffte wohl nicht mehr, selbst die neue Lösung dieses Problems zu erleben. Aber wenn er hoffte, es auch nach seinem Tode weiter bestehen und andere ihren Glauben daran betätigen, ihre Politik darauf richten zu sehen, so hat sich diese Hoffnung erfüllt. Die Berichtigung des Frankfurter Vertrags aus Anlaß einer allgemeinen europäischen Verwicklung ist bis auf den heutigen Tag der Leitbegriff führender Kreise in Frankreich geblieben, in dem man je nach der Individualität verschieden den Begriff der „Réparation“ oder der „Revanche“ umschreibt, die einen mit der ehrlichen Einbildung, hiermit die Erhaltung des Friedens als Ziel der französischen Politik verbinden zu können, die andern mit dem geheimen Vorbehalt, es gegebenenfalls auch auf den Krieg ankommen zu lassen, die dritten endlich — wir haben die Beispiele in der Gegenwart gezeigt — mit der offenen Forderung, dafür möglichst bald loszuschlagen. Überblickt man rückwärtsschauend die Kundgebungen dieses Begriffs von Thiers bis heute, so zeigen sie sich in einer Wellenbewegung, welche ihre Punkte der Ruhe und friedlichen Tiefstades und ihre Höhen bedrohlicher Überflutung der Ufer und Dämme hat, aber in ihrem Wesen selbst bis heute unverändert geblieben ist. Auch Gambetta dachte wie Thiers. Seine Worte von der „immanenten Gerechtigkeit“ der Dinge bedeuten die gleichen Verkräftungen der patriotischen Hoffnungen auf fernere Zeiten, und seine Formel: „N'en parlons jamais, pensons-y toujours“, ging nicht darauf aus, einem kriegslüsternden Chauvinismus zu dienen, sondern dessen gefährliche Ausbrüche unter diesem patriotischen Schweigen zu bannen. Sogar eine Juliette Adam hat, wenn auch blutenden Herzens, eingestanden (J. Adam, Après l'abandon de la revanche, Paris 1910), daß der große Volkstribun den Gedanken der unmittelbaren Zurückeroberung Elsaß-Lothringens vor den realen Notwendigkeiten, die er in der Befestigung der Republik erblickte, aufgegeben hatte. Und nach dieser Erkenntnis handelten alsdann andere, die berufen waren, die internationale Politik Frankreichs zu leiten, ein Ferry ein Hanotaux. Sie scheuten sich nicht, mit Deutschland ihre diplomatischen Geschäfte zu machen, gute Geschäfte für Frankreich, unbeschadet der patriotischen Hoffnungen, die man ohne Verzicht, aber auch ohne sie in das Kartenspiel der europäischen Diplomatie

**WENDEN!**

einsetzen, als ein „Noli me tangere“ der Zukunft vorbehielt. So konnte in den 80er Jahren auch selbst die chauvinistische Woge der Boulange vorübergehen, ohne Schaden anzurichten. Der Abschluß des Bündnisses mit Rußland war das erste Ereignis, das hierin einen Wechsel, eine Richtungsänderung, eine Verdichtung der Vorstellungen von der, wie man mit Thiers festhielt und wohl erkannte, nur in der Ausdehnung zu einem europäischen Problem ausführbaren „Réparation“ von 1870 herbeiführte. Wir wollen hier absehen von den Kundgebungen des reinen Chauvinismus, die das russische Bündnis bis auf den heutigen Tag nur in seinem Beitrag der russischen Hilfe für seine Revanchepläne begreifen. Sie sind ein Stimmungsmoment, das man sicher nicht übersehen darf. Sie sind aber nicht Faktoren der diplomatischen Rechnung, die man nun aus einem festen Plane heraus sich für die Entwicklung und Lösung jenes französisch-europäischen Problems zurechtlegte. Die französische Presse, der französische Nationalismus, das französische Parlament selbst haben genügend dafür gesorgt, das Gewicht und die Bedeutung der Stimmung nicht im unklaren zu lassen, die sie diesem Problem gegenüber befeelte. Es mag in dieser Hinsicht genügen, nur an die eine Sitzung der Kammer vom 13. November zu erinnern, in welcher der sozialistische Abgeordnete de Pressensé das Wagnis beging, zu erklären, daß „Frankreich sich nicht mehr in dem Ausblick nach einer Revanche hypnotisiere, die niemand mehr wollte“, und als Antwort hierauf einen Sturm des Widerspruchs entfesselte, den das Staatsblatt selbst mit den Worten verzeichnet: „Lebhafte Widersprüche rechts, im Zentrum und auf verschiebenen Bänken.“ Daran zu erinnern, ist notwendig, um zu zeigen, mit welchem Vorbehalte die gelegentliche Ablehnung der Revanche-Idee in Frankreich aufzunehmen ist. Was aber nun die Verdichtung des von Thiers auf unbestimmte Möglichkeiten und Zeit angelegten französisch-europäischen Problems angeht, so lag sie darin, daß nun das Bündnis mit Rußland der Diplomatie Frankreichs und allen denen, die dieses Problem beschäftigte, für seinen Verfolg und seine Lösung einen festen Boden und die erste vertragsrechtliche Interessenverbindung gab. Wenn Rußland es seinerseits auch ablehnte, in dieser Interessenverbindung — rein defensiver Art — einen Zusammenhang mit der Forderung Frankreichs nach Vergeltung für 1870 zu erblicken, so dachten die führenden Kreise in Frankreich doch anders. Schon kurz nach dem Kriege hatte der bekannte Publizist Edouard Hervé, dem später die französische Akademie ihre Pforten öffnete, das künftige Operationsfeld dieser Interessenverbindung angedeutet, indem er, auf die innern nationalen Krisen Österreichs hinweisend, die nach ihm eines Tages den Zusammenstoß zwischen der slawischen und deutschen Welt im Donauraum unvermeidlich machen würde, schrieb:

An diesem Tage werden wir eine schöne Partie zu spielen haben. Wenn wir alsdann das Glück haben, eine wahrhafte nationale Regierung zu besitzen, die vor allem um die Größe Frankreichs besorgt ist; wenn wir alsdann eine Armee und eine Diplomatie, Generale und vor allem auch Staatsmänner haben, so wird es nur von uns abhängen, die Schiedsrichter dieser großen Debatte zwischen dem germanischen und dem slawischen Reiche zu sein. Wir werden alsdann, vielleicht ohne das Schwert zu ziehen, Neß zurücknehmen und an der Donau den Rhein zurückerobern können.

Diese Mahnung des Mannes, dem Paul Deschanel den Seherblick der Zukunft nachrühmte, als er im Jahre 1900 von der französischen Akademie berufen wurde, seinen Sessel unter ihrer Kuppel im Mazarinpalast einzunehmen, hat man in Frankreich nicht vergessen. Schon 1898 finden wir sie bestimmter und bereits auf eine nahe Zukunft eingestellt im Munde Deschanels wieder, der bei dem am 3. März dieses Jahres von dem französischen Nationalauschuß für Handel und Industrie veranstalteten Festmahle die Aufgabe Frankreichs dahin zeichnete:

Nach außen haben wir eine vor allen andern edle Aufgabe zu erfüllen, die man unsere historische Aufgabe nennen kann. Die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts werden durch die Wirkung der natürlichen Wechselfälle im Hause Österreichs ein entscheidendes Drama sich abspielen sehen, dessen Vorwort zum wenigsten und dessen erste Akte schon jetzt voraussehen leicht ist. Die Rolle Frankreichs darin ist im voraus vorgezeichnet. Das Buch des Schicksals liegt vor unsern Augen offen. Aber für eine solche Aufgabe können die improvisierten Hilfsmittel nicht genügen. Gleich vom heutigen Tage an müssen wir uns darauf vorbereiten.

Als die erste Sorge in dieser Vorbereitung bezeichnete Deschanel aber, den französischen Staatsmännern „die nötige Kraft zu sichern, um die neue Politik zu entwickeln, die der Bündnisvertrag Frankreichs im Kriege entwirft, und aus diesem Vertrage durch eine umsichtige, wachsame Diplomatie alle Folgerungen zu ziehen, welche die beiden großen Nationen berechtigt sind, daraus für ihre eigene Größe zu erwarten“. Welches aber „alle diese Folgerungen“ sind, die das Bündnis mit Rußland für Frankreichs Größe zeitigen soll, das deutete Deschanel dann noch des näheren an, indem auch er bei seiner Aufnahme in die Akademie eben jene Zukunftsvision Hervés von der Aufgabe Frankreichs in der „slawisch-germanischen Debatte“, als deren Schauplatz er das Donauraum voraus sah, sich zu eigen machte, „an der Donau den Rhein zurückzugewinnen“, und indem er seinen Wählern in Nogent-le-Rotrou einen Monat später zurief: „Lassen wir uns nicht von den großen Pflichten ablenken, die die kontinentalen Kriege der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts uns auferlegt haben. Gehen wir geradewegs auf unser unveränderliches Ziel los!“

Das unveränderliche Ziel, hat es sich inzwischen nun doch verändert? Wir wollen auch hierauf nicht die Antwort mit den zahlreichen patriotischen Kundgebungen geben, durch die man nur unbestimmt immer von neuem an den unverrückbaren Fortbestand des Problems der „Réparation“ erinnerte, in Formeln, von denen z. B. der jetzige Ministerpräsident Barthou ein Muster lieferte, als er als Baudenminister im Juni 1909 bei einem Besuch des lothringischen Grenzdepartements erklärte: „Bürger des Ostens! Ich fühle mein Herz mit dem ewigen schlagen; in eurer Mitte fühlt man in sich unbesiegbare Hoffnungen!“ Nehmen wir solche Worte nur als Kundgebungen patriotischer Rhetorik, welche der nationale Stolz der Würde Frankreichs schulden zu sollen glaubt. Um so mehr bedeutet dafür aber die Antwort, die Clemenceau dem Abgeordneten Pressensé auf seine schon oben erwähnte Behauptung von dem Verzicht auf die Revanche erteilte, indem er ihm in der Aurore vom 27. November 1908 erklärte:

Ich glaube nicht, daß Pressensé eine einzige geschriebene oder gesprochene Zeile von mir finden kann, wo ich die „Revanche“ gepredigt habe, denn ich habe immer gedacht, daß es besser zu tun gäbe. Das hat mich aber nicht gehindert, im Geiste immer der Schicksalsnotwendigkeit einer Wiedertekehr des besiegten Rechtes gewärtig zu sein. Pressensé hat nur die Möglichkeit eines Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich ins Auge gefaßt. Die Fragen der auswärtigen Politik sind ihm aber zu vertraut, als daß er nicht wissen sollte, daß eine schrecklich verwickelte Interessengemeinschaft eines Tages verschieden gebildete Mächtegruppen einander gegenüberstellen kann. Glaubt er also nicht, daß an einem solchen Tage — dessen Herannahen zu bewirken oder aufzuhalten weder von ihm noch von mir abhängt — uns nicht in der Bereitschaft finden muß, unser Recht zu fordern? Was mich angeht, so zögere ich nicht, darauf mit Ja zu antworten.

Ist es deutlich genug, wie Clemenceau diese ihm mit „Schicksalsnotwendigkeit herannahende Interessengemeinschaft“ versteht? Wenn nicht, so nehme man noch seine Worte hinzu, die er am 18. November 1904 in der Dépêche de Toulouse schrieb:

Gleich in den ersten Tagen des Bündnisses mit Rußland habe ich mir die Freiheit genommen, zu sagen, daß, wenn wir eine Annäherung zwischen Rußland und Frankreich zustande bringen könnten, die preussische Hegemonie bald im Niedergange sein würde. Seitdem hat die feindliche Stimmung des englischen Volkes gegen Deutschland sich in so lebhafter und andauernder Weise offenbart, daß die Annäherung an Frankreich dadurch wesentlich erleichtert wurde. Es erübrigt nun noch, den zweiten Teil des Werkes zu vollbringen. Deutschland ist zweifellos mächtiger als 1870. Aber das Europa von heute ist auch nicht mehr das Europa von damals. Wo sind die, auf welche Wilhelm II. als seine „aufrichtigen“ Bundesgenossen als Freunde in jeder Prüfung zählen kann? Die Stunde der „glänzenden Vereinzelung“ naht vielleicht.

Clemenceau will also nicht die „Revanche“, erklärt er. Benigstens verwahrt er sich dagegen, auch nur mit einem Worte oder einer Zeile sie gepredigt zu haben. Aber er will, daß man die Frage des „besiegten Rechtes“, daß man die „Wiedertekehr des Rechtes“ von Deutschland fordert, sobald das unabänderliche Schicksal in der europäischen Interessengemeinschaft sie aufzuwerfen gestattet, d. h. sobald Frankreich sie in dem europäischen Problem zu stellen in der Lage ist. Es ist nicht das einzige Mal, daß Clemenceau diesem Gedankengang Ausdruck gegeben hat. Der Burenkrieger berichtete in seiner Nummer vom 26. Oktober 1906 von einer Unterredung, die ein rumänischer Staatsmann in Karlsbad mit ihm hatte, und worin Clemenceau genau denselben Gedanken von der Frankreich harrenden Gelegenheit äußerte, die es sicher nicht unbenuzt vorübergehen lassen werde, um den nach ihm unvermeidlichen Kampf zwischen England und Deutschland für Frankreich auszunutzen, und sein Recht von Deutschland zu fordern. Und zwei Jahre später ist es ein englischer Publizist, Charles Dicy, der in der Empire Review aus einer Unterredung, die er mit Clemenceau ebenfalls in Karlsbad hatte, von ihm dieselbe Idee von der aus deutsch-englischen Verwicklungen sich ergebenden „Revanche“ für Frankreich berichtet. Clemenceau hat zwar dann die Richtigkeit dieses Berichts bestritten und vielleicht mit Recht für die Voraussetzung, daß er nur eine deutsch-englische Verwicklung als den Hebel ansehe, der Frankreich das Verlorene zurückbringen werde. Seine obige Antwort an Pressensé beweist, daß er ein viel breiteres Manöverfeld dieser Schicksalsnotwendigkeit vorbehält. Dann ergänzte das herzhafte Einvernehmen Frankreichs mit England die internationale Machtposition Frankreichs noch mehr. Und Delcassé war es, der in seiner um die marokkanische Frage gegen Deutschland geschmiedeten Entente-politik bereits die Rollen in Europa so zugunsten Frankreichs verteilt zu haben glaubte, um diese Frage an das Schicksal wagen zu können. Hören wir nach dem radikalen Clemenceau auch noch eine Stimme aus dem entgegengesetzten republikanischen Lager über diese Verwicklung französischer Revanche- und europäischer Interessenspolitik. Die République Française des ehemaligen Ministerpräsidenten Méline schrieb am 23. Oktober 1905, einige Monate nach dem Sturze Delcassés durch Rouvier:

Das Interesse des Vaterlandes ist nicht, bei jeder Gelegenheit den Krieg zu entfesseln, selbst wenn man es auf die Wiederherstellung des nationalen Erbteils stellt. Es besteht vielmehr darin, den Sieg davon zu tragen, was, wie man anerkennen wird, nicht ganz dasselbe ist. Und die Pflicht eines jeden Mannes, der die Geschichte Frankreichs liebt, ist es, den Krieg nur zu wagen, wenn er die Überzeugung hat, alle Aussichten des Sieges vereint zu sehen. Delcassé arbeitete mit glühendem Eifer daran, und das Bild seiner Revanchepolitik war in der Tat sehr verführerisch. Rouvier hält nicht weniger als er an der



Revanche fest, aber er glaubt nicht, daß wir bereit genug wären, den Krieg siegreich zu führen, und deshalb stellt er sich einer Politik entgegen, die uns hätte zum Krieg führen können.

Und heute nun? Die marokkanische Frage und die daran geknüpfte Revanchepolitik Delcassés ist erledigt. Aber ihre Erledigung selbst hat in allen denen in Frankreich, die sich zum Verzicht auf die „Réparation“ nicht bekennen können oder wollen, und die in dieser „Réparation“ sowohl die Voraussetzung der internationalen Politik Frankreichs Deutschland allein gegenüber als einen bestimmenden Faktor seiner allgemeinen europäischen Politik aufstellen, diese Tendenzen nur noch verschärft. Zu der Vergeltung für die verlorenen Provinzen glauben sie nun auch noch, die Vergeltung für das nach ihrer Ansicht auch zu Unrecht und schwächlicher Weise an Deutschland überlassene Kongogebiet hinzurechnen zu sollen. Die eigenen Versuche der ersten Demütigung Deutschlands in der bewußten Nichtachtung seiner Rechte und Interessen in Marokko, die Scheingründe der eigenen Politik, auch gegen die feierlichen Verpflichtungen von Algéciras, schrittweise die tatsächliche Alleinherrschaft Frankreichs in Marokko zu begründen, Deutschland aber schließlich vor die vollendete Tatsache zu stellen und es mit leeren Händen herauszudrängen — die eigenen Ankündigungen der nur auf die Gelegenheit wartenden Revanche, die man dem Gegner aus einer allgemeinen europäischen Krise abzwängen will, werden nicht nur vergessen, totgeschwiegen, sondern in das Gegenteil verkehrt, indem man dem Gegner die selbst herausgeforderte Abwehr als seine Angriffsabsichten und seine Herausforderungen zur Last legt. So hat ein mit allen Mitteln geführter Verhöhnungszug dem Volke in der Tat das Gefühl und den Glauben beigebracht, daß Deutschland der Störenfried sei, der Hecht im europäischen Karpfenteich. Und darüber ist das neue Gemitter, gefährdender für den Frieden als die marokkanische Krise, über dem Balkan aufgezogen, das in den Interessen Österreichs zugleich jene slawische und germanische Welt in dem kritischen Gegensatz gegenüberstellt, den schon Edouard Hervé, nach ihm Deschanel und nach diesem Clemenceau als die Gelegenheit der Zukunft für Frankreich hinstellten, für die es bereit sein müsse, dann „an der Donau den Rhein zurückzuerobern“ und „das Recht Frankreichs zu fordern“. Diese Zukunft ist also heute Gegenwart geworden. Hat man das in Frankreich vergessen? Keineswegs, wenn auch vorsichtig heute die Schweigen, die früher redeten. „Die entscheidende Stunde“ betitelt Graf de Mun eine Reihe von Aufsätzen, in der er mit dem ganzen Aufwand seiner patriotischen Beredsamkeit und seines Deutschenhasses, zu dem Chauvinismus und Ultramontanismus ihm die doppelte Triebfeder abgeben, zum Handeln auffordert. „Das Deutsche Reich“, erklärt er triumphierend, „ist von allen Seiten in dem europäischen Werke bedroht, worauf seit dreißig Jahren seine Vorherrschaft begründet ist. Das ist es, was der große Riß des orientalischen Krieges in der österreichischen Frage plötzlich den Blicken enthüllt, die es nicht voraussehen wußten.“ Und daran erinnernd, wie Edouard Hervé es voraussehen wußte, und wie Deschanel es mahnend wiederholte, erklärt auch de Mun selbst jetzt wieder:

Es hängt nur von uns ab, die Schiedsrichter dieser großen Auseinandersetzung zwischen dem germanischen und dem slawischen Reiche zu sein, um „an der Donau den Rhein zurückzugewinnen. Fiat!“

Nicht nur Deutschland, das diesem Fiat mit gelassener Ruhe entgegensteht, alle in Europa, die den Frieden wollen, werden mit Wachsamkeit zu verfolgen gut tun, welchen Widerhall dieser Aufruf, in dem europäisch-orientalischen Problem das deutsch-französische Problem zu lösen, im französischen Volke finden wird. Das französische Volk selbst ist in seiner Rasse durchaus friedlich. Es will den Krieg nicht um den Preis von Elsass-Lothringen, geschweige denn um den Balkan. Aber das Werk seiner Betörung ist im vollen Gange. Wird es abermals gelingen?

Signatur: *A 1*

Datum: *20 März* 1918

Literatur

## Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *11* vom *20 März* 1918

### Chinesische Bausteine zur Geschichte Europas.

Die europäische Literatur über die mittelalterliche Geschichte und Geographie Asiens und seine Beziehungen zu Europa ist durch die von den Sinologen Friedrich Hirth und W. W. Rockhill unternommene Ausgabe eines chinesischen Quellenwerkes in hohem Mass bereichert worden. Es handelt sich um das im Jahre 1225 entstandene Chu-Fan-chi, das ist „Beschreibung der fremden Völker“ des kaiserlichen Inspektors des Aussenhandels in der Provinz Fukien, Chao-Yu-kua, das in zwei Hauptabschnitte zerfällt. Der erste behandelt nach dem kritischen Resumée von Dr. Albert Herrmann im neuesten Hefte von „Petermanns Mitteilungen“ in 46 Rubriken die einzelnen Länder und Völker; teils kennen wir diese schon durch die grossen arabischen Geographen und Weltreisenden des frühen Mittelalters, teils erhalten wir über sie die ersten ausführlichen Nachrichten, zum Beispiel über Borneo, die Philippinen, Hainan, Formosa, Korea Japan. Was andererseits Europa anbetrifft, so werden die Insel Sizilien und das Reich der Almeraviden in Spanien beschrieben. Im zweiten Abschnitt werden die fremden Handelsprodukte der Reihe nach durchgenommen; es sind zusammen dreihundvierzig, das heisst bei Weitem mehr, als uns gleichzeitig durch die italienischen Kaufleute bekannt geworden sind. Es ist auch in weiteren wissenschaftlichen Kreisen wenig bekannt, wie verhältnismässig weit die europäisch-chinesischen Kulturbeziehungen zurückreichen. Schon Ptolemäus berichtet, da ein gewisser Alexander nach dem mit Tongking zu identifizierenden „Cattigora“ gelangt sei und seine Fahrt beschrieben habe und eine bisher unbeachtete chinesische Notiz, auf die der Sinologe Pelliot zum ersten Mal hinweist, macht es wahrscheinlich, dass sogar schon im ersten Jahrhundert vor Christo aus dem fernsten Westen Seefahrer nach Südechina gelangt sind, während in entgegengesetzter Richtung zwei Jahre nach Christo eine chinesische Gesandtschaft gereist ist. Von einem „Westmeer“ – das wohl mit dem Persischen Golf (vielleicht aber besser mit dem Kaspischen Meer? Die Redaktion) identisch ist, hörten die Chinesen zuerst auf dem Landweg, nämlich durch Changkien, als er 127 vor Christo die Oxus- und Yaxartesländer entdeckte. Dieses Meer erreichte im Jahre 97 nach Christo auf demselben Wege ihr Gesandter Kanjing; aber das Schiff, das ihn weiter nach Syrien führen sollte, hat er nicht bestiegen. Ausser solchen wichtigen historischen Erörterungen in der einleitenden Geschichte des chinesischen Seeverkehrs bringt die Publikation des Chu-Fan-chi reiches Material für die mittelalterliche Handels- und Verkehrsgeschichte des fernen Ostens, chinesische Segelanweisungen, Notizen zur Geschichte des Kompasses usw., so dass sie wichtige Bausteine für eine vergleichende erdumfassende Weltgeschichte etwa in Lamprechts Sinne bietet.



## Hamburger Nachrichten

Nr. *500* vom *24. Okt.* 1914

Nachdruck verboten.

### Die feindlichen Vettern

(Von unserem ständigen Mitarbeiter.)

Daß dynastische Verwandtschaften in den Geschicken der Völker im allgemeinen nicht viel zu sagen haben, ist bekannt. Aber wohl niemals ist der Beweis für diese Tatsache so schlagend erbracht worden, wie in dem gegenwärtigen Kriege. Es ist ganz unterhaltsam, bei dieser Gelegenheit ein bißchen im Genealogischen herumzustöbern. Am 4. Juni 1830 war der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg zum König des neuen belgischen Staates gewählt worden. Er vermählte sich zwei Jahre später mit der ältesten Tochter Louis Philipps, der Prinzessin Louise von Orleans. Der erstgeborene Sohn aus dieser Ehe starb, der zweite folgte dem Vater als Leopold II. 1865 auf dem Thron, seit 1853 verheiratet mit Maria Henriette Erzherzogin von Österreich. Seine einzige Schwester Charlotte wurde die Gattin des Erzherzogs Ferdinand, späteren Kaisers Maximilian von Mexiko; von seinen drei Töchtern vermählte sich die älteste, Prinzessin Luise, mit dem Prinzen Philipp von Koburg (1906 geschieden), die zweite, Prinzessin Stephanie, mit dem Kronprinzen Rudolf von Österreich und in folgender Ehe mit dem Grafen Ronzag, die dritte, Prinzessin Clementine, mit dem Prinzen Napoleon, dem Enkel Nérômes und Sohne Blon-Blons, dem gegenwärtigen Haupt der Bonapartisten. Er hatte sein Palais in der Avenue Louise in Brüssel und galt immer als ein ausgesprochener Deutschenfeind — selbstverständlich — trotz seiner deutschen Großmutter Katharina von Württemberg. Sein Bruder Napoleon Louis, früher in der italienischen Armee, ist jetzt russischer General, seine Schwester Lätitia ist die Wittwe des Herzogs von Mosk, der auch einmal König von Spanien war und gleichfalls eine deutsche Mutter hatte, nämlich die Erzherzogin Adelheid von Österreich. Da König Leopold II. von Belgien seinen einzigen Sohn 1869 durch den Tod verloren hatte, so wurde der Bruder des Königs, Philipp Graf von Flandern, eventueller Thronnachfolger. Er war verheiratet mit der Prinzessin Maria, Schwester des Fürsten Leopold von Hohenzollern, der eine Infantin von Portugal aus dem Hause der sogenannten Koburgischen Braganças zur Gattin hatte; er starb 1905, so daß also sein Sohn Albert nach dem Tode Leopolds II. auf den belgischen Thron gelangte. Er hatte bereits 1900 die Herzogin Elisabeth von Bayern geheiratet, zweite Tochter des Herzogs Karl Theodor. Wie dieser deutsche Fürst allmählich völlig in französische Hände geriet, gehört der Geschichte an; daß sein Erzieher, der General Jungblouth (auch ein Deutscher seiner Abstammung nach) und der Einfluß des französischen Gesandten in Brüssel, des Herrn Klobukowski viel dazu beigetragen hat, ist bekannt.

Auf dem Thron Großbritanniens sitzt gleichfalls ein

deutsches Herrschergeschlecht. Nach dem Tode der Königin Anna 1714, der letzten aus dem Hause Stuart, erhielt der Kurfürst von Hannover, durch seine Mutter Krentel Jakobs I., als Georg I. die Krone der vereinigten Königreiche. Die Loslösung Hannovers, das die weibliche Thronfolge ausschloß, vom großbritannischen Reiche erfolgte 1837, nach dem Tode König Wilhelms IV. Während ein jüngerer Bruder Wilhelms, der Herzog von Cumberland, vermählt mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, als Ernst-August König von Hannover wurde, folgte in England die einzige Tochter eines älteren Bruders, des Herzogs von Kent und seiner Gattin Marie Louise Victoria von Sachsen-Koburg, als Königin Victoria auf dem Thron. Sie heiratete 1840 ihren Vetter, den Prinzen Albert von Koburg, und mit ihrem Sohne, dem späteren König Eduard VII., kam eine neue Dynastie, das Haus Sachsen-Koburg-Gotha, zur Erbfolge in Großbritannien. Die deutsche Verwandtschaft des Herrscherhauses dehnte sich aus. Eine Schwester des Königs, Victoria, heiratete den preussischen Kronprinzen und wurde Kaiserin Friedrich und Mutter unseres regierenden Herrn; eine zweite, Helena, vermählte sich mit dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, der dann in englische Dienste trat, während sein Sohn, Prinz Albert, in Potsdam diente und seine Tochter, Prinzessin Maria Luise, eine kurze unglückliche Ehe mit dem Prinzen Aribert von Anhalt schloß. Genannter Prinz Christian ist der Bruder der Prinzessin Henriette, Gattin des Professors von Esmarch und der Vaterbruder unserer Kaiserin. Von den übrigen Geschwistern des Königs Eduard heiratete Prinz Arthur, Herzog von Connaught, die Prinzessin Luise Margarete, älteste Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, deren einziger, den Vornamen seines Vaters tragender Sohn auch eine zeitlang in preussischen Diensten stand, und zwar bei den Bieten-Gusaren, aber nie ordentlich deutsch sprechen lernte. Ein anderer Bruder, Prinz Alfred Herzog von Edinburgh, vermählt mit der Großfürstin Maria von Rußland, war der Begründer der „englischen Linie“ des Hauses Koburg-Gotha, das heute, Gott sei Dank, in einem ferndeutsches kühlen Fürsten sein Oberhaupt hat: dem Sohne des Prinzen Leopold, Herzogs von Albany und der Prinzessin Helene zu Waldeck, Herzog Karl Eduard, der eine Schwester Tochter unserer Kaiserin, die Prinzessin Victoria Adelheid zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, heimführte und damit noch inniger mit den deutschen Interessen verbunden wurde. Wie er über den Banditenstreich Sir Grens geurteilt hat, ist bekannt geworden, und es ist auch nicht zweifelhaft, daß er dem Landtagsbeschlusse zustimmen wird, der die ausländischen Äste des Koburger Gesamthauses von der etwaigen Thronfolge ausschließen soll.

Die Gemahlin des Königs Georg von England ist die Fürstin Mary von Teck. Teck war im Mittelalter ein kleines schwäbisches Herzogtum, genannt nach der heute in Trümmern

WENDEN

liegenden Burg gleichen Namens bei Owen. Es kam zu Anfang des elften Jahrhunderts an Berchtold von Böhren, dessen Enkel Albrecht sich auch Herzog von Teck nannte. Dessen Nachkommen erloschen 1439 im Mannesstamm, nachdem das Herzogtum schon vorher an Württemberg gekommen war, dessen Herrscher noch bis 1806 den Titel und das Wappen der Herzöge von Teck führten. Der alte Name wurde in unseren Zeiten wieder hervorgehoben, als Herzog Alexander von Württemberg die ungarische Gräfin Claudine von Rheden in morganatischer Ehe heiratete. Sie selbst wurde österreichischerseits eine Gräfin von Hohenstein und ihr Sohn Graf Franz 1863 württembergischer Fürst von Teck. Er heiratete die 1897 verstorbene Prinzessin Mary Adelaide von Großbritannien und erhielt damit auch den englischen Herzogstitel, während seine Tochter, die Fürstin Mary, 1893 den damaligen Prinzen von Wales, heutigen König Georg, ehelichte. Die Königin von England ist ihrer Abstammung nach also gleichfalls deutschen Geblüts. Ihr ältester Bruder Alfred, vermählt mit der Lady Margaret Grosvenor aus dem Hause der Dukes of Westminster, führt als Haupt der Familie den Herzogstitel mit dem Prädikat „Sobeit“, der jüngere Bruder, Fürst Alexander, ist der Gemahl der Prinzessin Alice, Schwager des regierenden Herzogs von Koburg-Gotha. Ihre Frau Schwiegermutter ist eine Prinzessin von Dänemark, die verwitwete Königin Alexandra, eine Schwester der Mutter des Zaren und der Herzogin Thyra von Cumberland. Daß insonderheit die Kaiserin Dagmar alles, was deutsch heißt, immer mit besonderem Gaste beehrt hat, weiß man, obwohl ja auch die dänische Herrscherfamilie dem deutschen Fürstengeschlechte der Herzöge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg angehört. Herzogin Thyra, die Schwiegermutter unserer Prinzessin Viktoria Luise, führt uns noch einmal auf das Haus Hannover zurück. Der oben erwähnte König Ernst August, mit dem die Dynastie Braunschweig-Lüneburg sich von Großbritannien trennte, hatte einen Bruder, den Prinzen Adolf Herzog von Cambridge, Gatten der Prinzessin Auguste von Hessen-Kassel, und beider Tochter wurde 1843 Erbprinzessin und später Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz. Der einzige Sohn Ernst Augusts war der letzte König von Hannover, und dessen Enkel kämpfte als deutscher Fürst heute mit uns gegen die kaisernäuzige Frechheit der englischen Vettern.

Nun kommen wir zu Rußland. Das regierende Haus nennt sich da Romanow-Holstein-Gottorp, aber das Blut der Romanows ist schwächerer Art. Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp heiratete 1728 Peters des Großen Tochter Anna, und sein Sohn wurde von seiner Mutter Schwester, der Zarin Elisabeth, zum Thronerben ernannt und folgte ihr 1762 als Zar Peter III. Seine Gemahlin war Katharina von Anhalt-Berbst, die ihren Sohn Paul in erster Ehe mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen, in zweiter mit der Prinzessin

Sophie von Württemberg vermählte. Aus dieser Ehe gingen hervor: die nachherigen Kaiser Alexander I. (Gatte der Prinzessin Elisabeth von Baden) und Nikolaus I. (Gatte der Prinzessin Charlotte von Preußen, älteste Tochter Königs Friedrich Wilhelm III.); ferner die Großfürsten Konstantin (in erster Ehe vermählt mit Prinzessin Juliane von Sachsen-Koburg) und Michael (Gatte der Prinzessin Friedrike von Württemberg, spätere Großfürstin Helena Paulowna); weiter die Großfürstinnen Alexandra, Gemahlin des Erzherzogs Joseph von Österreich, Helena, gestorben 1803 als Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Maria, Großherzogin von Weimar, Katharina, Königin von Württemberg und Anna, Königin der Niederlande. Auch Kaiser Alexander II. hatte eine deutsche Gattin, eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, und von seinen Kindern heiratete Großfürst Wladimir die Prinzessin Marie von Mecklenburg-Schwerin (sein Sohn Nikoll die geschiedene Großherzogin Viktoria von Hessen, geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg), Großfürst Sergius die Prinzessin Elisabeth von Hessen, Großfürstin Maria den Herzog Alfred von Edinburgh, nachherigen Herzog von Koburg-Gotha. Von Kaiser Nikolaus I. Kindern und Enkeln vermählte sich der ältere Großfürst Konstantin mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg, sein Sohn, der jüngere Konstantin, mit der Prinzessin Elisabeth von Altenburg, die Großfürstin Olga mit dem ermordeten König von Griechenland, Großfürst Nikolaus mit Alexandra, Herzogin von Oldenburg, Großfürst Michael mit der Prinzessin Cecilie von Baden. Der regierende Zar heiratete 1894 die Prinzessin Alix von Hessen, Schwester unserer Prinzessin Heinrich: der deutsche Einschlag im „Hause Romanow“ ist also kein geringer.

Zu unseren Feinden gehören auch Serbien und Montenegro. Der Kronprinz Danilo von Montenegro ist der Gatte der Prinzessin Jutta von Mecklenburg-Strelitz, und seine Schwester Prinzessin Anna hat den Prinzen Franz Joseph von Battenberg geheiratet. Aber auch die Battenbergs scheinen ihr deutsches Blut vergessen zu haben. Prinz Alexander von Hessen und bei Rhein, der dritte Sohn des Großherzogs Ludwig II., ein außerordentlich tüchtiger Feldsoldat, heiratete 1851 die Gräfin Julie Hauke, deren Vater zwar polnischer Kriegsminister gewesen war, aber aus einem ostpreussischen Hause stammte, und die infolge ihrer Heirat zunächst zu einer Gräfin von Battenberg (nach der Stadt Battenberg im jetzigen Regierungsbezirk Wiesbaden, dem Sitz des ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von B.) mit dem Prädikat „Erlaucht“ ernannt wurde. 1858 erhielt sie für sich und ihre Nachkommen den Fürstenstand. Von ihren Söhnen ist der bekannteste der Prinz Alexander, der spätere Fürst von Bulgarien, der im Dresdener Kadettenkorps erzogen wurde und dann bei den heftigen Leibdragonern und der preussischen Garde du Corps diente, ehe Rußland ihn auf den Thron von Bulgarien hob, um ihn ein paar Jahre später rücksichtslos im Stiche zu lassen. Auch sein Bruder Prinz Heinrich stand anfänglich in deutschen Diensten, trat aber nach seiner Heirat mit der Prinzessin Beatrice von Großbritannien in englische und verstarb 1896 an Bord des Kreuzers Blonde auf der Fahrt von Sierra Leone nach Madeira. Seine Tochter Viktoria Eugenia ist die Gattin des Königs Alfons von Spanien (der ja auch eine deutsche Mutter hat). Chef des Hauses Battenberg ist gegenwärtig Prinz Ludwig, der erste See-Lord der großbritannischen Admiralität, vermählt mit der Prinzessin Viktoria, Schwester des regierenden Großherzogs von Hessen, aber trotzdem ganz Engländer. Seine Tochter, Prinzessin Alice, hat den dritten Bruder des Königs von Griechenland Prinzen Andreas geheiratet, seine Schwester Marie den vor einigen Jahren verstorbenen Fürsten Gustav zu Erbach-Schönberg, die noch heute auf Schloß Schönberg lebt.

Mit Frankreich stehen wir durch die Häuser Bourbon-Anjou, Bourbon-Orléans, beider Sizilien und Parma ja auch ein bißchen in entfernter Verwandtschaft (durch Bayern, Sachsen, Österreich, Koburg und Schönburg-Waldenburg), mit Serbien, Monaco und Japan aber Gott sei Dank gar nicht.



# Doppelnummer Europäische Staats- u. Wirtschafts-Zeitung

HERAUSGEBER: STAATSMINISTER A. D. HEINRICH  
VON FRAUENDORFER / PROF. DR. EDGAR JAFFÉ

**Bezugs-Bedingungen:**  
Erscheint wöchentl. einmal. — Preis vierteljährl. Mk. 5,50.  
Einzelne Hefte 50 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhand-  
lungen, direkt vom Verlag und durch alle Postanstalten.

**Schriftleitung:**  
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 77.  
Telefon: Amt Moritzplatz Nr. 823.  
München, Wiedenmayerstr. 46. Tel.: Nr. 27 254.

**Insertionspreis:**  
4 gesp. Nonpareille-Zeile 1,25 Mk.  
Anzeigen-Verwaltung Berlin W 35  
Potsdamer Straße 122. Telefon Litz. 2727.

VERLAG: NEUE DEUTSCHE BÜCHEREI, VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H., BERLIN-MÜNCHEN.

Nummer 26/27.

30. September 1916.

Jahrgang 1916.

## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zur Idee des europäischen Gleichgewichts von Alfons Paquet . . . . .	1257
Die kulturpolitische Ordnung im Reich und die Sparsamkeit von Behm, Kontreadmiral a. D. . . . .	1260
Personalismus von Prof. Dr. Ottmar Dittrich . . . . .	1262
Das Ostjuden-Problem und die Frage seiner Lösung durch den Zionismus von Davis Trietsch . . . . .	1265
Skandinavien, die „Stirn der Erde“ von Otto Lehmann . . . . .	1272
Das türkische Bildungsproblem von Prof. Dr. Wygodzinski . . . . .	1276
Ueber die doppelte Wurzel des Pazifismus von Dr. Werner Mahrholz . . . . .	1278
Die Haltung Amerikas in den deutschen Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Richard Maximilian Cahen . . . . .	1281
Rechtsannäherung vom ord. Universitätsprofessor Dr. Rud. Pollak . . . . .	1286
Der internationale Schutz geistiger und gewerblicher Erzeugnisse während des Krieges von Geh. Hofrat Prof Dr. Ph. Allfeld . . . . .	1288
Arbeiterschutz und Sozialversicherung als Gegenstand der auswärtigen Politik von Professor Dr. Carl Koehne . . . . .	1293
Die albulgarische Dobrudscha von Arthur Dix . . . . .	1297
Der Nahrungsmittelhaushalt der österreichisch-ungarischen Monarchie von Prof. Dr. Oskar Kende . . . . .	1298
Weltpolitisches Archiv . . . . .	1313

## Zur Idee des europäischen Gleichgewichts.

Von Alfons Paquet (z. Zt. Stockholm).

In seiner gescheiterten Abhandlung „Über den ewigen Frieden“, die im Jahre 1800 im „Historisch-Politischen Journal“ erschien, hat sich Friedrich Gentz über den Nutzen eines Bündnissystems als Bürgschaft für die Verminderung der Kriege und die Herstellung eines europäischen Gleichgewichts ausgesprochen. Er ist diesem Gedanken auch noch in späteren Schriften gefolgt. Wir können aus frisch gewonnener Erfahrung Gentz entgegenen, daß eine Minderung der Zahl der Kriege wohl nur auf die Dauer und Intensität der Kriege, die dennoch ausbrechen, einwirkt. Es scheint, daß wir mit einem Quantum Krieg in der Geschichte der menschlichen Beziehungen wie mit einer sich gleich bleibenden Größe zu rechnen haben. Gentz war zeitweise und ohne persönliche Scheu ein Sachwalter englischer Politik auf dem europäischen Festland. Sein Ruf leidet noch jetzt darunter. Das hindert nicht, daß er einer der besten Kenner der geschichtlichen Tendenzen des europäischen Festlandes und ein Deutscher war, der in der Kraft und Tiefe seiner Antriebe mit Fichte verglichen werden darf. Dieser Mann war Europäer in einem Sinne, den wir wohl noch einmal zu fassen vermögen. Der Lebenslauf dieses Mannes, der aus den Kanzleien immer wieder zur Unmittelbarkeit der Schicksalsbildung strebte und nach dem Aachener Frieden, an dem er wichtigen Anteil genommen, zu einer der stärksten Stütze der Metternichschen Regierungsweise geworden war, entbehrte eines tragischen Zuges nicht.

Nur mit einigem Widerstreben wird man Constantin Frantz\*) der 1817 geboren wurde und 1891 starb, einen wirklichen Nachfolger des großen Publizisten und interessanten Charakters nennen können, obwohl auch er auf seine Zeitgenossen, wie Äußerungen Richard Wagners ausweisen, durch seine Schriften Eindruck machte.

\*) Zu der Geschichts- und Staatsauffassung von Constantin Frantz werden wir noch einen kritischen Aufsatz unseres Pentagramm-Mitarbeiters bringen.



gehörte schließlich zu den geistigen Begründern des modernen Nationalliberalismus, und es liegt nahe, ihn zugleich als einen der ersten Alldeutschen zu betrachten, die sich jetzt leider zuweilen wie Baschibozuks bewegen. Unter den Büchern von Constantin Frantz ist die Deutsche Weltpolitik (Chemnitz 1882) neuerdings im Zusammenhang mit Äußerungen des Professors Friedr. W. Förster und Gegenäußerungen wieder genannt worden. Daneben erscheint sein im Jahre 1859 anonym in Berlin erschienenes Buch als eines der gelungensten. Es heißt: „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht“. Dieses Buch stützt sich auf eine Zitat aus dem Vorwort zu Gentzens „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa“, ein Buch, das mit dem Druckort Petersburg im Jahre 1806 in zweiter Auflage in Leipzig erschien. Das Zitat lautet: Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen.

Frantz ist bemüht, diesem Satz durch ein tiefes Eindringen in die deutsche Geschichte, die zu einem so großen Teile europäische Geschichte ist, noch mehr Inhalt zu geben, als es Gentz durch seine Darstellung der Verwickelungen, die dem Luneviller Frieden und der Auflösung des alten deutschen Kaisertums in Europa folgten, vermocht hatte. Frantzens Charakteristik der deutschen Stämme und der aus dem Verhältnis der alten Stammherzogtümer und Marken zum Reichsgnzen entstandenen deutschen Bundesstaaten erscheint heute wieder sehr bemerkenswert. Das alte Kaiserreich war nach Frantzens Auffassung nichts anderes als ein feudaler Völkerbund, der seiner Idee nach die ganze aberldändische Christenheit umfassen sollte und von welchem die deutschen Volksstämme nur den Kern bildeten.

Frantz war wenige Jahre Beamter im Dienste des Preußischen Ministeriums des Auswärtigen gewesen. Er war weder ein Schriftsteller von dem glänzenden Stil seines Vorbildes Gentz, noch ein Staatsmann von so großem Einfluß und Erfolg. Sein Leben verlief subalterner als das des Bestinformierten der Metternichschen Welt. Sein Buch aus dem Jahre 1859 rackert sich redlich ab an den politischen Sorgen, die das überaus schwüle Europa zwischen 1848 und 1866 bedrückten. Es sucht nach den Grundlagen einer großen „Gleichgewichts-Koalition“, die aus dem Deutschen Bund hervorgehen müsse. Der Napoleonismus blühte um 1859 wie ein Jasmin. Gentz führte gegen den Aufstieg des ersten Napoleon die schärfsten publizistischen Feindseligkeiten, Frantz kommentierte den Aufstieg des Neffen mit begreiflicher Sorge und Mißgunst, doch zugleich mit scheuer Vorsicht. In dem umfangreichen, übrigens selten gewordenen Buche stehen Kapitel, die dem Leser heute veraltet erscheinen; man merkt, daß sie auch ihrem Verfasser als eine Sysphusarbeit erschienen. Ein Kapitel ist Gegengewicht des andern, die Verwirrung ist groß. Die verwickelten Zeitverhältnisse von damals gaben zwar viel zu denken, aber sie machten Taten und Entschlüsse schwer. Von den verstaubten Kapiteln des Anfanges und der Mitte heben sich aber die historischen gegen Ende des Buches lebhaft ab. Hier ist das Element des Buches und sein Schwergewicht. Diesen Kapiteln zuliebe lohnt es sich auch nur, die Erinnerung an Frantz überhaupt wachzurufen. Sie erwecken eine Vision, wie jedes gute Buch es tun muß, und mehr als das: gerade

in diesen Jahren nach 1914 werden sie recht lebendig.

Das Buch weiß noch nichts von Bismarck und Wilhelm II. Es weiß noch nichts von 1864, 1866, 1870 und dem Deutschen Reiche bis jetzt. Es geht sogar über das Jahr 1848 mit einigen unzufriedenen und verlegenen Bemerkungen hinweg. So ergänzt es unser Wissen, ohne uns mit Erinnerungen an jene Zeitperiode der modernen deutschen Geschichte zu plagen, die den Heutigen fast allzu ausschließlich im Blute lebt. Es schafft uns eine Vorstellung dessen, was darüber ein wenig in Vergessenheit geraten ist, nämlich der eigentlichen Grundlagen und stillen Bedingtheiten unseres politischen Denkens überhaupt. Das Buch weiß noch nichts von der modernen Industrieentwicklung und dem vierten und fünften Stande, noch nichts von den großen Flotten. Es ist also noch in keinem Betracht mit der neudeutschen Geschichte und der auf mehr oder weniger materiale Brennpunkte konzentrierten ökonomischen Geschichtsauffassung der Gegenwart verquickt, und das hat in seiner abstrakten Art für uns etwas Gesundes. Wir werden trotzdem den metallenen Faden, der durch die deutsche Geschichte geht, nicht abgerissen finden. Im Gegenteil. Manches an den treibenden Kräften von heute, die uns aus der Geschichte des letzten halben Jahrhunderts allein nicht verständlich wären, wird uns klarer. An einigen Stellen zeigen diese Untersuchungen, welch eine sichere Sache es doch ist, Prophet zu sein, für den, der klug zu vermuten versteht. Man muß in die Tiefe steigen, dann sieht man die Sterne.

Der Fremde, der heute gegen Deutschland kämpft, haßt den Deutschen, denn er lernte vor allem andern nur seine preußische Seite kennen. Preußen ist die borkige Wetterseite am deutschen Baum. Der jetzige Krieg macht Deutschland indessen nicht nur gekannt, sondern auch in sich bunter, beziehungsvoller, ausgewogener, als es vorher war. Wir sehen jetzt Ableger der rheinisch-westfälischen Großindustrie in Bayern, sehen einen wahrnehmbaren süddeutschen Anteil im Generalstab und in der auswärtigen Politik und der inneren Reichsverwaltung. Daß wir in diesen Kriegzeiten türkische Turbane, bulgarische Mützen, polnische Kaftane auf den deutschen Straßen sehen und in Zukunft neben den Österreichern und Ungarn, die uns besuchen, auch mehr Vlamen und Skandinaviern begegnen werden, will noch nichts heißen. Deutschland würde, wenn es nicht mit seinem ganzen europäischen Umkreis zu Weltstadt wird, nach den Absichten seiner Gegner zu einem Weltghetto werden. Der französische Dichter und Staatsmann Paul Claudel glaubt die deutsche Geistesart verurteilen zu dürfen, weil sie nur von der deutschen Kunst, der deutschen Organisation, dem deutschen Handel und dem deutschen Gott spreche und bei ihr alles darauf hinauslaufe, neue, möglichst vorteilhafte Teilhaber des großen Geschäftshauses zu finden, das sich Deutschland nenne. Die Richter, die den Balken im eigenen Auge nicht sehen, mögen sich lieber mit den Bedingungen bekannt machen, unter denen ein wie Deutschland gelegener Staat zunächst im Stoffe, sodann aber auch geistig sich auszuwachsen muß, wenn er erst die Idee des Reiches erfaßt und in ihr fortschreitet. Berlin, das sich nicht genug versüßlichen kann, wird in seinem jetzigen überragenden Maße nicht die einzige Hauptgroßstadt Deutschlands bleiben. Am Wasser erstet ein riesiges Hamburg, das dem gesamten Elbe-

gebiet bis tief nach Böhmen hinein die Möglichkeiten einer verhältnismäßig reichen Entwicklung bietet; am Niederrhein, nach Westfalen hinein, breitet sich schon jetzt der Anfang einer Achtmillionenstadt, die sich zusammensetzt aus Köln, Düsseldorf, Barmen, Elberfeld, Solingen, Remscheid, Mülheim, Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Dortmund, Hagen. Der Bodensee, dessen Wasserkräfte große Industrien ermöglichen und den eine durchgreifende Verbesserung des Rheinlaufes in direkten Verkehr mit der Nordsee bringen kann, enthält die Voraussetzung für das Aufwachsen einer mächtigen Großstadt, die zudem für den Handelsverkehr des ganzen südlichen und westlichen Deutschland mit Italien Bedeutung gewinnen muß. Andere Komplexe sind in dem Zusammenwachsen thüringischer und sächsischer Städte vorgezeichnet, ein weiterer in den Ausdehnungen der Mainstadt Frankfurt von Höchst bis Offenbach, zur Bergstraße hin und vor dem Taunus. Durch Schnellbahnen miteinander verbunden, werden diese Siedelungen zu einer reich gegliederten, um geschäftliche Zentren aufgelockerte Masse mit genügend offenem Feld dazwischen, mit Wiesen und Wäldern und Resten der alten Ländlichkeit. Durch die Kanäle zwischen den zur Nordsee und zur Ostsee gerichteten deutschen Flüssen und der Donau, die den wirtschaftlich zukunftsreichen Balkan durchfließt, tritt eine gleiche Möglichkeit des Erblühens für die am Oberlauf dieser Ströme gelegenen Gegenden ein. Dies alles sind nur Beispiele aus dem Entstehen eines neuen Wesens von großen europäischen Städten; wir wissen nicht, in welcher Form dabei die Landesgrenzen und Hoheiten aus der älteren Zeit erhalten bleiben und wie etwa allmählich auf Grund der typischen Lebensbedingungen, die ein wachsender Teil der Gesamtbevölkerung in diesem Städtewesen findet, die verschiedenen Volksstämme das Ihrige zu einer starken Mischung aller Stämme und damit zur Bildung einer neuen geologischen Schicht im Aufbau des Gesamtstaates abgeben. Alles das bedarf aber, um zu werden und zu sein, der Beziehung zum Weltganzen, der Wege zu den Meeren und zu den fremden Erdteilen. In Anbetracht der Beschränktheit des europäischen Wohnraumes bedürfen alle binneneuropäischen Länder zum Ausgleich ihrer Menschenüberschüsse gesicherter Anteile an den noch bewohnbaren und nutzbaren Räumen der Erdoberfläche; sie bedürfen der Kolonien, in welcher Form dies auch sei. Diese ganze Entwicklung hängt jetzt, kurz gesagt, von den Bedingungen ab, unter denen die übrige Welt bereit ist, sich von den Mittelmächten, die das bisher noch nicht zur Expansion gelangte Europa vertreten, die Ungestörtheit ihrer eigenen Entwicklung und den dauernden Frieden zu erkaufen. Es ist nötig, sich darüber vollkommen klar zu sein, daß ein Gebiet, dem eine elementare Spannung zwischen Drang und Raum innewohnt, so lange eine ewige Bedrohung des Friedens sein muß, als es seinen Energien die natürlichen Ausgänge nicht erzwungen hat.

In dem neuen Deutschland bildet übrigens die geschichtlich gewordene Mainlinie nur die Naht zwischen den beiden Hälften, in denen sich die bekannten Gegensätze des deutschen Charakters malen; die Unterschiede zwischen Ost und West sind heute von viel größerer Bedeutung. Dem östlichen Altpreußen fehlte, seit der deutsche Orden unterging, jener Zustrom niedersächsischer, schwäbischer und fränkischer Ritter und Bauern. Es fehlte ihm

seit Friedrich dem Großen das, was sich in dem ganz deutsch gewordenen Preußen, das durch den Krieg tief in den Osten hinübergreift, in breitem Strome wieder einstellt: der gesamtdeutsche Anteil. Seit Joseph II. fehlte auch in Österreich ein kräftiges Fortschreiten jener inneren Kolonisation auf deutscher Grundlage, die durch das Verhältnis der deutschen Kaiserkrone zu den nicht habsburgischen Ländern einigermaßen leicht durchführbar gewesen war. Jetzt haben süddeutsche Regimenter wie die preußischen und die habsburgischen gegen die Russen gefochten und Städte Polens und Litauens verwaltet. Der selbstverständliche Anteil der Süddeutschen an der Gesamtaufgabe des Krieges rechtfertigt auch ihre tätige Mitwirkung an der Reichspolitik nach dem Kriege, die besonders nach Osten hin nicht rein preußisch zu sein braucht. Wien war vor hundert Jahren noch der Sitz des politischen Treibens in Europa. Diese Tatsache trieb Männer wie Gentz und Adam Müller in Österreichs Lager; sie haben dort größeren Einfluß und bessere Entfaltung ihrer politischen Begabung finden können als in dem kargen und phantasielosen Norden. Wenn wir jetzt ein Deutschland erwarten, das die Ziele der großen Wellenherzöge und der Schwabenkaiser in neuer Form wieder aufnimmt und verwirklicht, so darf angenommen werden, daß künftig auch in Deutschland europäische Politik gedacht und gemacht werde. Italien wie der Balkan, die skandinavischen Länder wie Finnland, die westlichen Länder Europas wie die im Osten erwachenden Landschaften gehören in einen kulturellen Bereich. Wohl gemerkt: es geht hier nicht um deutsche oder gar preußische Vorherrschaft. Alle Weite und Tiefe der besonderen deutschen Bildung würde nicht ausreichen, um die Gegensätze auszufüllen oder dem Reiz, sich zu verspielen, zu widerstehen. Sondern es handelt sich um eine Ordnung, um ein Bündnisystem, wenn man will, im Gentzschen Sinne. Ein solches Bündnisystem, das die genannten Länder berührt und einbezieht, bringt für das alte Deutschland ebenso große Einwirkungen, Bereicherungen und, wenn man will, auch nationale Krisen mit sich, als ob es sich mit England oder Frankreich oder Amerika in ein Bündnis einließe. Es ist aber klar, daß Systeme nötig sind, um Europa seinen magnetischen Pol finden zu lassen, der freilich ein wenig östlicher liegen wird als Paris und westlicher als Warschau. Alles, was System in Europa heißt, führt diesem Ziel näher. Und es ist ferner klar, daß erst ein europäisches Aggregat, selbst wenn es zunächst in zwei einander feindliche gegenüberstehenden Systemen mit scheinbar neutralen Zwischenstücken bestehen sollte, dahin führen wird, auch England derart mit dem europäischen Festlande zu verbinden, daß es nicht mehr wagen kann, dieser Gesamtheit einen Schaden anzurichten, ohne sich selber noch mehr wehzutun. England empfängt jetzt durch die Mittelmächte seine europäische Lektion. Durch den Krieg ladet aber Europa auch England ein, am Europäismus entweder teilzunehmen oder an ihm unterzugehen. Die Verwirklichung des Baues eines Tunnels von der englischen Küste nach dem Festlande ist deshalb sehr zu begrüßen. Denn wenn auch dieser schon seit mehr als zehn Jahren immer wieder erörterte Plan erst im Kriege auch von englischer Seite ernstlich besprochen worden ist und in ein System gehört, das uns bedrohen soll, so kann er uns weder ärgern noch auch auf die Dauer schädigen. Deutschland



EUROPÄISCHE STAATS- UND WIRTSCHAFTS-ZEITUNG

hat schon jetzt die Genugtuung, diesen Tunnel erzwungen zu haben. Seine Ausführung würde zunächst nur beweisen, daß der dem ganzen europäischen Festland unerträgliche Geist des englischen Inselstums gebrochen ist. Eine Insel kann auf die Dauer nicht dem ganzen Erdteil widerstehen. Es ist ohne Belang für das Endziel, daß die Verkettung Englands mit Europa zunächst durch Frankreich geschieht. Es genügt, den vagabondierenden Stern, der sonst in allen Weltteilen zu Hause ist, mit eisernen Ketten an Europa zu binden und auf die Wage des Erdteiles zu legen, so daß er nicht wieder von außen stoßen wird.

Einstweilen, in seinem Kriegszustande, steht ein altes, in den Mittelmächten verkörpertes Europa tatsächlich einem zweiten, exzentrischen Europa gegenüber, das es bisher weder kannte noch anerkannte. Dieses andere exzentrische Europa, das uns gegenübersteht, ist das kolonistische und kolonisierende Europa, das in der Hauptsache auf die Schiffe Englands gegründet ist. Es kann uns nicht wundern, Amerika auf jener Seite zu finden, statt auf der unseren. Auch das Verhalten Hollands läßt sich aus diesem Gesichtspunkt verstehen. Aber die Unerbittlichkeit und Unbedingtheit dieses Gegensatzes zwischen dem zentrischen und dem exzentrischen Europa zusammenbrechen machen, das ist der Sinn des jetzigen Krieges, und noch viel mehr die Aufgabe der Friedenszeit, die ihm folgen wird. Die gesonderten und scheinbar miteinander unvereinbaren europäischen Ideen in eine zu verschmelzen und die unerhörten Leiden des Gegensatzes zu beenden, das ist die Aufgabe. Vielleicht ist dies der Sinn einer erneuerten europäischen Aristokratie, die dem Instinkt der proletarischen Massen, Gemeinsames zu wollen, die Führer liefert. Dann würden zwischen diesen beiden Lagern jene erdrückt werden, denen ein europäisches Maß der Dinge noch zu groß erscheint, und denen doch ihr eigenes provinzielles oder nationales Maß schon zu klein geworden ist: die nationalistischen Demokraten und die Imperialisten auf halbem Wege.

Die Frage nach einer tieferen, sittlich begründeten Staatsphilosophie schwebt seit einigen Jahren in der europäischen Luft. Vielleicht führte die in Europa sich verbreitende Bekanntschaft mit den Philosophen des fernen Ostens, besonders mit dem großen Lehrer Kungtse dazu, sie in einem antiken und völlig naiven Sinne zu stellen, aber ihre Antwort in Formeln zu suchen, die auf der modernen soziologischen Forschung, in einem vorurteilslosen Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen und der politischen Tendenzen beruhen. Ich habe versucht, in meinem Buche „Der Kaisergedanke“ (1915) diesen Weg zu gehen. Der Aufsatz, der die Grundlage des Buches bildet, entstand mittelbar infolge der Aufforderung des Herausgebers des in Schanghai erscheinenden „Ostasiatischen Lloyd“ zu einem Beitrag anlässlich des 25. Jahrestages der Regierung Kaiser Wilhelms II. Es war nach

den Balkankriegen. In Athen wurde in patriotischen Umzügen die gelbe Fahne mit dem zweiköpfigen schwarzen Adler, die alte Kaiserfahne von Byzanz, umhergetragen. Dieses Riesenzeichen wirkte ungeheuerlich in den Händen eines so kleinen, national erhitzten Volkes und erweckte unwillkürlich die Frage nach dem Sinn der alten kaiserlichen Wahrzeichen, die auch bei den Erben des alten römischen Reiches noch nicht erloschen sind.

Auch in den Kapiteln von Constantin Frantz, die mir ein Hinweis erst während dieses Krieges bekannt machte, ist der Kaisergedanke tief berührt. Gentz, etwa in seiner Denkschrift an den Erzherzog Johann, beweist ebenfalls eine bedeutende, fast religiöse Auffassung, die den österreichischen Verwaltern des Kaisergedankens sonst abhanden gekommen schien. In dem Kaisergedanken schließen sich ja in Wirklichkeit die Fragen nach einer sittlichen und rechtlichen Grundlage im Zusammenleben der Völker zusammen, aus ihm erwächst als Möglichkeit die Heraushebung der Religion in die Sphäre der Aktivität, so wie es in den Orden und in dem Rittertum der älteren Zeit und in den kolonialen und missionarischen Unternehmungen der neueren geschehen war. In ihm ist eine Zwecksetzung der sozialen Kräfte, ist Maß und Kriterium des Patriotismus gegeben, und zuletzt handelt es sich in ihm um die wenigstens ideologische Lösung des alten Problems einer obersten schiedsrichterlichen und stellvertretenden Instanz. Der Kaisergedanke und der Papstgedanke sind, wie es scheint, durch den Weltkrieg sichtbar geworden. Wie in einer Fibel lesen wir zwischen den Zeilen dieses Krieges die Anfangsworte eines auf die Macht verankerten Völkerrechts, sei es die Macht der Überzeugungen oder die der Waffen. Aber in der Macht, in ihrem letzten und auslesenden Sinne, ist ja schon alles begriffen, was dem eigenen und dem fremden Dasein, der Person und dem Staate, den Halt und die Idee gibt. Nicht die Staatsidee in ihrer nationalen Zielsetzung und Ausschließlichkeit, sondern die Reichsidee als Inbegriff der den Staatengruppen gemeinsamen Interessengrundlagen gehört die Zukunft. Die individuellen Staatsideen der Völker sind in ihrer erzieherischen Bedeutung mit Schutzzöllen zu vergleichen, die abgebaut werden, sobald ihr Zweck erfüllt ist. Zweifelloso vollzieht sich in fast allen Fällen der Weg zur Reichsidee durch die Staatsidee; aber auf dem Wege zur Reichsidee vollzog sich noch jedesmal auch ein Zusammentreffen und Verschmelzen von Staatsideen.

Das Buch von Constantin Frantz führte den Leser auf Gentz. Von diesem führt eine Brücke der Ideen zu Fichte und den Romantikern: zu Novalis und auf den Versuch Joseph von Eichendorffs zu einer deutschen Geschichtsschreibung; zu Humboldt, zum Freiherrn vom Stein, zu Leibniz und zu Sleidan, dem Geschichtsschreiber Karls V. Und weiter zurück: zu Dante und zu Petrarca, die auf den Philosophen des Altertums fußen.

## Die kulturpolitische Ordnung im Reich und die Sparsamkeit<sup>1)</sup>.

Festen Sinnes sieht der Deutsche der Zeit entgegen, in der er lange Jahre hindurch tief in den Beutel greifen müssen, um dem Reich, den Einzelstaaten, den Gemeindeverwaltungen zu geben, was diese für die Erfüllung ihrer Aufgaben brauchen. Die

Einzelwirtschaft richtet sich darauf ein. Das Umlernen hat bereits begonnen. Nach dem Kriege wird es sich zei-

<sup>1)</sup> Vgl. Nr. 15 und Nr. 19 der „Europ. Staats- u. Wirtschaftszeitung“.



*Frankfurter Zeitung*

*Nr. 177*

# **Note Dokumente zur europäischen Politik vor dem Weltkrieg**

Von R. Hampe (Heidelberg).

I.

In der Fülle von Erörterungen über die Schuld am Weltkrieg vermag sich fast allein noch die unbestechliche Sprache der Urkunden Gehör zu verschaffen, — freilich auch nur bei denen, die in diesen bewegten Tagen die Ruhe z. leidenschaftloser Eingabe an sie finden. Die Masse historisch-politischer Dokumente, die den Deutschen in Brüssel während der Besetzung des Landes zur Durchsicht vorlag, ist in den bisherigen Veröffentlichungen keineswegs erschöpft; es gibt noch genug daraus zu lernen. Da ist es erwünscht, daß Bernh. Schwertfeger, der in den letzten Jahren die politischen Archive in Brüssel verwaltete, in amtlichem Auftrage eine umfassende Publikation „unveröffentlichter Dokumente“ unter dem Titel „Zur europäischen Politik 1897—1914“ veranstaltet hat, von der soeben die beiden ersten Bände erschienen sind (Reimar Hobbing Verlag, Berlin 1919). Den ersten (für die Jahre 1897—1904) hat Wilh. Köhler, den zweiten (1905—1907) Schwertfeger selbst bearbeitet; zwei weitere Bände werden das Werk in Kürze zum Abschluß bringen. Es ist hier mit anerkannter Sorgfalt und nüchternen Objektivität eine wertvolle historische Quelle erschlossen. Man kennt die 1915 vom Auswärtigen Amt herausgegebenen „Belgischen Aktenstücke 1905—1914“, ausgewählte Originalberichte der belgischen Gesandten in Berlin, London und Paris. Ihnen stellen sich die hier veröffentlichten Berichte aus dem belgischen Außenministerium ergänzend zur Seite. Der Leiter der dortigen politischen Abteilung, Generaldirektor Avenet, hatte 1897 die Einrichtung getroffen, die wichtigsten Gesandtschaftsberichte, die von allen Hauptstädten einliefen, zu Zirkularen zu verarbeiten, die in Vervielfältigung an alle belgischen Gesandten in kurzen zeitlichen Zwischenräumen zur Orientierung über die allgemeine Lage verschickt wurden. Aus dieser „politischen Korrespondenz“ sind hier alle die Dokumente zur Abdruck gebracht, die sich auf die Stellung Deutschlands inmitten der europäischen Politik beziehen. Das bereichert unsere Kenntnis gegenüber den „Belgischen Aktenstücken“ zunächst für die wichtigen Jahre des Umschwungs der Weltkonstellation von 1897—1904; es sind ferner nicht nur Berichte aus jenen drei für Belgien besonders wichtigen Regierungssitzen, sondern auch solche aus Petersburg, Wien, Rom, Madrid, Tokio und Lissabon zugrunde gelegt. Methodisch sind diese Zirkulare natürlich anders zu bewerten als jene Originalberichte selber. Sie sind in gewissem Sinne Quellen zweiter Ordnung, denn Freisinn, Unmittelbarkeit und unverfälschte Subjektivität, die der Historiker ungern vermissen wird, sind in der bedächtig ausgewählten, grelle Lichter und Schatten mäßigen Uebersetzung vielfach herabgestimmt. Dafür haben sie aber an objektiver Zuverlässigkeit gewonnen. Von den Berichten eines einzelnen Gesandten, wie z. B. des Baron Greinbl in Berlin, meichte man mit Recht oder Unrecht behaupten, sie seien durch persönliche Voreingenommenheit des Verfassers in ihrer Auffassung beeinflusst. Die Zirkulare dagegen spiegeln die Gesamtwertung wider, die sich das belgische Außenministerium aufgrund des allseitigen Ueberblicks gebildet hat. Allzu einseitige Auffassungen werden abgelehnt oder als solche gekennzeichnet; was unbeanstandet aufgenommen ist, hat damit die Billigung des Ministeriums erhalten, die gelegentlich wohl noch ausdrücklich betont wird. Das ist nun aber von großer Bedeutung. Mag der Geschichtsschreiber sich für Einzelheiten besser an die Originalberichte halten, soweit sie bekannt sind (was freilich nur vereinzelt der Fall ist), — die Gesamtbeurteilung der europäischen Politik durch das belgische Außenministerium schritt für Schritt durch die ganze Reihe von Jahren zu verfolgen, bleibt darum doch von sehr hohem Interesse. Denn zum mindesten unter den kleineren Höfen war keiner, an dem man die Wandlungen der Weltkonstellation mit so gespannter Aufmerksamkeit und so eindringendem Verständnis verfolgt hätte, wie an dem belgischen. Unachtsamkeit oder falsche Einschätzung kam hier einer Lebensgefahr gleich. Gewiß

war man in die geheimsten Gänge der auswärtigen Politik auch in Brüssel nicht eingeweiht; aber mancherlei erfuhr man doch auch davon, — man denke nur an die intimen internationalen Beziehungen Leopold II. Und daß man bei diesem vielfältigen geschäftlichen Austausch von hoher Seite nicht wenigstens die Grundzüge der Lande rinasum, mochte hier und da auch noch ein leichter Nebel über sie gehüllt sein, richtig erkannt haben sollte. Ist von vornherein höchst unwahrscheinlich. Bis daher jener Nebel nicht nur einseitig auf deutschem Boden, sondern auch über den westlichen Gebieten durch umfließende, ehrliche Aktenveröffentlichungen einmal sich lichtet, darf uns das Urteil des belgischen Außenministeriums als eine Art Wahrpruch erscheinen, dem wir uns unterwerfen können, für den aber auch in den neutralen und feindlichen Ländern das Glibelwort gelten sollte: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wie lautet dieser Wahrpruch für die deutsche Politik in jenem Jahrzehnt, das die zum Weltkrieg führende Spannung erzeugt hat? Das uns schon bekannte Urteil der sibiakten belgischen Diplomaten wird in allem Wesentlichen be-

stätigt. Das deutsche Reich erscheint als die politisch saturierte, friedenerhaltende Macht. „Zur Erhaltung des Friedens schließt Deutschland Bündnisse“ (13. 6. 1898). Diese Politik ist unveränderlich in ihrem Ziel, die Erhaltung des europäischen Friedens und in ihrem Hauptwirkungsmittel, dem „Dreibund“ (26. 5. 1899). Vom Kaiser heißt es: „Es ist sein Ehrgeiz, seine Regierung zu beschließen, ohne den Degen gezogen zu haben. Darum ist er mit ängstlicher Sorgfalt darauf bedacht, die militärischen Kräfte seines Reiches zu entwickeln; der Kaiser will Deutschland unangreifbar machen“ (15. 6. 1901). Nur diesem Ziel dient auch der Ausbau der Flotte; denn „wenn der Friede auf dem Festland durch den Dreibund und das Gleichgewicht der militärischen Kräfte einigermaßen gesichert ist, so ist er es keineswegs in der übrigen Welt. Ueberall sonst herrscht das Gesetz des Stärkeren. Deutschland muß also gewärtigen, sich von heute auf morgen seines mühselig erworbenen Kolonialreiches beraubt zu sehen und, was noch viel schlimmer ist, seinen Außenhandel und seine Kaufkraftflotte, die zu unentbehrlichen Voraussetzungen seiner Existenz geworden sind, zu verlieren“ (21. 11. 1899). Das deutsche Volk teilt vollkommen diese Auffassung. „Die ungeheure Mehrheit der Nation würde einen Krieg nur annehmen, wenn sie durch einen Angriff dazu gezwungen würde. Sie ist mit der politischen Teilung Europas zufrieden, strebt nicht nach Erwerb neuen Gebietes und wünscht nicht, durch Abenteuer auf Spiel zu setzen, was sie schon besitzt. Man könnte sogar sagen, daß dies die Ansichten aller Deutschen ohne Ausnahme sind. Die geringfügige Gruppe der Abenteurer ohne Ansehen und Einfluß braucht man wirklich nicht zu rechnen. Sie macht nur durch ihre Broschüre und Zeitungen einigen Eindruck im Auslande; jene geben ihr den Anschein einer Bedeutung, die sie nicht besitzt“ (2. 12. 1905).

Die ehrlichen Friedensabsichten Deutschlands werden nun aber von der Gegenseite durch strupellose Trübung der Wahrheit beharrlich verbunkelt. „Unter den Mitteln, die der Isolierung Deutschlands dienen sollen, ist eins der am meisten verteilten und eins der wirksamsten der Feldzug der Presse. Seit Jahren unterstellt man Deutschland systematisch machiavellistische Machenschaften, die es niemals unternommen, und ehrgeizige Pläne, an die es niemals gedacht hat. Durch Wiederholung dieser Falschheiten hat man es fertig gebracht, die deutsche Politik als eine Bedrohung der europäischen Ruhe anzusehen, und vergißt, daß sie uns 35 Jahre des Friedens verschafft hat, und daß die Gefahr nicht von Deutschland kommt, das mit seinem Besitz zufrieden ist, sondern von den Mächten, die bestrebt sind, die europäische Karte zu ändern“ (23. 5. 1906). „Man ist in Berlin diesen Intrigen gegenüber so abgestumpft, daß man ihnen gar keine Beachtung mehr schenkt“ (9. 8. 1906). „Seit Jahren sprechen die führenden englischen Blätter unaufhörlich von den Angriffsabsichten Deutschlands. Diese These muß wohl ihren Lesern gefallen, da sie sie trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit immer wieder entzünden“ (13. 6. 1907). Schon hier ist ange-



deutet und an anderen Stellen noch schärfer betont, daß dieser Pressefeldzug einer weitverbreiteten deutschfeindlichen Stimmung bei den Völkern selbst entgegenkommt. Auch in Rußland wird der westliche Expansionsdrang nicht etwa von oben her dem Volke eingeleitet. „Mag es aus der Krise durch die Wiederherstellung des Absolutismus oder durch die Einrichtung eines geregelten parlamentarischen Regimes hervorgehen, immer wird es seine herkömmliche panlawistische und auf Eroberung gerichtete Politik wiederaufnehmen. Denn diese gefällt dem Volke und das alte Regime hat sie eher gemahnt als angestachelt“ (9. 8. 1906). Was endlich Frankreich betrifft, so zieht sich das Fortleben der auf Umsturz des Frankfurter Friedens gerichteten Revancheidee geradezu wie ein roter Faden durch die belgischen Zirkulare hindurch; „eine wirkliche Versöhnung wird nicht möglich sein, bevor der Verlust von Elsaß-Lothringen und vor allem die Niederlage von 1870, die für die Franzosen noch schmerzlicher ist als die Einbuße an Gebiet, in Paris vergessen sind. In Frankreich gibt es keine politische Partei und keinen Staatsmann, der es wagen würde zu sagen, daß der Frankfurter Vertrag endgültig ist“ (15. 6. 1901).

## II.

Indem wir nun in den belgischen Aktenstücken Schritt für Schritt verfolgen, wie diese deutschfeindlichen Glieder, noch um weitere verstärkt, zusammengeschmiedet werden zu jenem eisernen Ringe um Deutschland, der in Zwang und Gegenwehr bereits die Weltkatastrophe in sich schließt, erblicken wir auch hinsichtlich der deutschen Politik die Reihenseite der Medaille. Sicherlich nach allem, was wir von ihr wissen, war der Wille gut, das Ziel beifallswürdig, — diese Erkenntnis muß immer wieder emportauchen, wenn die Flut der Verleumdungen und die Brandung der Selbstbezüglichungen veräuscht, denn sie entspricht ganz einfach der historischen Wahrheit, die auf die Dauer nicht zu unterdrücken ist. Aber ebenso klar treten Ungeschick und Mißerfolge hervor. Die äußerst schwierige Situation soll nicht verkannt werden. Es liegt wohl auch im Wesen einer bloß erhaltenen, nicht zu neuen Ufern lodenden Politik, daß sie der Entfesselung kühner, schwing-

beruhten, unterirdischen Minister gewesen, als die uns die feindliche Presse beharrlich hingestellt hat, so ständen wir jetzt vermutlich nicht da, wo wir stehen. In den belgischen Aktenstücken finden wir nur selten ein Wort scharfer Kritik über die deutsche Politik; aber ihre Passivität, ihr unstetes Schwanken, ihr Abfinden mit den Dingen, die sie nicht ändern kann, das Durchschieben eines ganz unberechtigten, im Grunde wohl gar nicht immer gebotenen, beschwichtigenden Optimismus, und die immer größere Vereinsamung inmitten wachsender Gegnerschaft, — das alles tritt uns doch mit unheimlicher Klarheit aus diesen nüchternen Darlegungen entgegen.

Aus der Fülle der Belege seien hier nur noch wenige herausgehoben. Gleich nach dem Bekanntwerden des französisch-russischen Zweibundes (1897) glaubt das belgische Ministerium der optimistischen deutschen Auffassung, nach der der Zar darin die Oberleitung behalten, die freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche bewahren und sich nicht in die französische Revanchepolitik hineinziehen lassen sollte, die abweichende Befürchtung des ungenannten Vertreters einer Großmacht in Berlin gegenüberstellen zu sollen: „Ganz gewiß ist die russische Freundschaft nur als in Revancheversprechen in Frankreich so vollständig. Der Zar hat wohl das Gegenteil gesagt, wenn er verkündet, daß die beiden Nationen für den Frieden verbündet sind. Aber in Paris hat man die Korrektur nicht hören wollen. Faures Besuch gibt also Illusionen Nahrung, die eine Gefahr für die Erhaltung des Friedens und für die Dauer des französisch-russischen Bündnisses selber bilden. Der Tag wird kommen, an dem Rußland vor der Entscheidung stehen wird, ob es aufhören will, seinen mächtigen Einfluß in Paris auszuüben oder auf ein Bündnis zu verzichten, das ihm das Übergewicht in Europa sichert“ (20. 9. 1897).

Zwischen Zweibund und Dreibund stieg die Bedeutung Englands. Solange die englisch-französische Rivalität nicht ausgeglichen war, konnte es sich für die französischen Revanchepolitiker nur darum handeln, den deutschen Gegner womöglich mit dem Inselreiche zu vereinden. Daß dies während des Burenkrieges in der Tat der geheime Zweck war, als man Deutschland von Seiten des Zweibundes vorschlug, gemeinsam die englischen Verlegenheiten auszunutzen, daß es sich also um eine von Delcassé gestellte Falle handelte, darin stimmt die belgische Beurteilung völlig mit der des Reichskanzlers o. Bülow überein. „Deutschland wäre sicher gewesen, auf halbem Wege von seinen Eintagsverbündeten verlassen zu werden, wenn seine Beziehungen zu England unwillkürlich gekürzt gewesen wären. Das gemeinsame Vorgehen mit dem Zweibunde hätte in einer englisch-französisch-russischen Koalition enden

können, die gegen Deutschland selbst gerichtet gewesen wäre“ (8. 12. 1900). Die Schaffung einer solchen Koalition aber wurde nach dem Thronwechsel von 1901 das immer deutlicher erkennbare Programm der englischen Politik. König Eduard VII. tritt in den belgischen Zirkularen bedeutend genug hervor. Man traut ihm zu, daß er trotz seines konstitutionellen Charakters die auswärtige Politik ganz persönlich leite. Sehr bezeichnend ist dafür die Aeußerung, die er am 21. Aug. 1907 in Marienbad auf eine Frage Clemenceaus, ob er mit seinem Außenminister Campbell-Bannerman stets zufrieden sei, lächelnd getan haben soll: „Ja, er ist ein sehr konstitutioneller Minister. Ich ersuchte ihn unlängst um Mitteilung eines Aktenstückes bezüglich einer unserer Kolonien. Er hat ihn mir verweigert mit der Begründung, der Souverän dürfe sich nicht in die Verwaltungsgeschäfte einmengen. Ich habe das vollkommen gebilligt und habe ihm geantwortet, ich hoffe sehr, daß auch er nicht versuchen würde, sich in die auswärtige Politik zu mischen, welche ich leite“ (22. 10. 1907).

Es läßt sich denken, daß man in Brüssel den wachsenden Gegensatz zwischen England und Deutschland mit steigender Sorge und heftiger Aufmerksamkeit verfolgte. Schon am 18. Oktober 1905 kann man als Ergebnis zusammenfassen: „Die alte Konstellation der Mächte ist aus der Ordnung gekommen, und man sucht tastend eine neue zu schaffen. Der dauernde Forderungseldzug gegen Deutschland hat als ersten Akt die englisch-französische Annäherung, als zweiten den Bündnisvertrag zwischen England und Japan eingeleitet. Der dritte Akt ist der Versuch einer englisch-russischen Annäherung. Diese letzte hat man noch im Herbst 1903 in Berlin für ausgeschlossen gehalten, und die Spannung während des russisch-japanischen Krieges, sowie die nachfolgende Schwächung des Japanreiches durch Niederlage und Revolution brachte in der Tat eine Verzögerung. Schon im Frühjahr 1904 aber weist ein auf Petersburger Bericht beruhendes Zirkular dem neuernannten britischen Botschafter Lord Hardinge die Aufgabe zu, eine Entspannung der Beziehungen einzuleiten (13. 4. 1904), und aus einem Londoner Bericht vom 22. Mai 1906 entnimmt man bereits die Worte: „Im ganzen scheint es, daß der herrschende Gedanke bei den einer Annäherung geneigten englischen Staatsmännern hauptsächlich der ist, die Isolierung Deutschlands zu vervollständigen und aufrecht zu erhalten.“ In demselben Morat umschreibt man mit Sätzen des Pariser Gesandten die ganze Gefahr dieser Einkreisungspolitik für den Weltfrieden: „Man gefällt sich darin, der Annäherung des englischen Königs zu Paris noch einen andern Zweck unterzulegen, und man scheint Gründe für die Annahme zu haben, daß er danach strebt, durch die Zwischenschaltung Frankreichs eine ernsthafte Annäherung zwischen Großbritannien und Rußland herbeizuführen. Dieser neue Dreibund, befestigt durch die englisch-japanische Allianz und durch die Freundschaft, die Italien mehr und mehr Frankreich und England erweist, gilt den einen als zukünftige Friedensbürgschaft, weil Deutschland trotz seiner schlechten Laune über die Vorgänge sich nicht wirksam dem Zuge der Ideen entgegenstellen vermag, der tatsächlich auf diese neue politische Kombination hinführt; andere aber sehen in ihr eine gar zu deutliche Betonung des Willens nach Vereinigung Deutschlands, als daß dieses nicht suchen sollte, sich mit allen möglichen Mitteln von dem Eisenring zu befreien, in den man es einzuwängen will“ (11. 5. 1906).

In folgenden Jahren wird aus London mitgeteilt: „Internationale Abmachungen sind jetzt an der Mode. Sie vollziehen sich alle unter Ausschluß von Deutschland und zwischen Mächten, die aus dem einen oder andern Grunde Deutschland feindlich gesinnt sind: England-Japan, England-Frankreich, England-Rußland, Frankreich-Japan“ (3. 6. 1907). Schon scheint der englische König auch mittlere Mächte wie Spanien mit Erfolg in seine Kreise zu ziehen. „Klemande könnte darüber erstaunen, den König Eduard mit Schaffung einer Allianz der iberischen Länder beschäftigt zu sehen, die doch eine Verlängerung des befreundeten Frankreichs bilden“ (15. 4. 1907). Wenig später wird bestimmt berichtet, die Zusammenkunft der englischen und spanischen Herrscher in Carthagena sei das Vorspiel zu einer Entente zwischen den beiden Ländern gewesen (6. 7. 1907). Ähnliche Versuche Eduards folgen gegenüber Italien, das er, „wenn nicht vom Dreibunde losreißen, so doch allem Anschein nach mindestens der englisch-französischen Freundschaft nähern“ will (24. 4. 1908) und gegenüber den nordischen Höfen Kristiania und Kopenhagen; denn vermutlich sei es der englische König, der seinen Schwiegersohn und seinen Schwager im Sommer 1907 zu ihrem Besuche in Paris veranlaßt habe. „Gewiß ist, daß König Eduard nichts versäumt hat, um das Prestige Frankreichs zu erhöhen und ihm Freundschaften bei den fremden Regierungen und Höfen zu sichern. Er wünscht, daß diese Bindungen



jetzt mit einem gewissen Geräusch in die Erscheinung treten, und zweifellos will er zeigen, daß die nordischen Hölle der deutschen Politik keine Gefolgschaft leisten. Das ist eine der Phasen der Entwicklung, die er mit bewundernswürdigem Geschick leitet, um nach und nach zum Vorteil der neuen Gruppierung, deren Mittelpunkt er ist, alles abzusprengen, was vielleicht noch unter deutschem Einfluß stehen könnte" (11. 7. 1907). Von der Anfang 1876 erfolgten militärischen Annäherung mit Belgien selbst, die zum mindesten bei dem dortigen Generalstabschef Ducarne ein die Grenzen pflichtmäßiger Neutralität überschreitendes Entgegenkommen fand, ist in den für einen weiteren Kreis von Diplomaten bestimmten Zirkularen natürlich nichts vermerkt, — es scheint, daß in dies Geheimnis nur der Berliner Gesandte Baron Greinbl eingeweiht wurde, der das britische Ansehen bekanntlich als „ebenso bald wie perfid“ gekennzeichnet hat. Auch von dieser Seite hatte man also in Brüssel einen Einblick in die Einkreisungspolitik Königs Edwards tun können.

Natürlich brauchten die Mächtschaften noch nicht schlechthin auf die Vernichtung Deutschlands zu zielen; sie bezweckten unmittelbar nur seine Einkreisung und Lahmlegung. So machte man der neuen Staatenverbindung etwa den harmlosen Namen einer „Liga zur friedlichen Verhinderung der deutschen Machterweiterung" (20. 7. 1907) geben. Aber das ist offensichtlich, daß hier die treibenden Kräfte am Werke waren, die dann Gegenanstrengungen Deutschlands, neue Rüstungen der Entente-Länder, ein beständiges Spiel von Druck und Gegenruck, das schließlich zum Ausbruch des Weltkrieges führte, erzeugten. Es war das Verhängnis Deutschlands, daß weder Wilhelm II., noch einer seiner Staatsmänner der gegnerischen Politik so wachsam war, daß man auch nicht die Einsicht und die Größe des Entschlusses fand, selbst unter Opfern nach irgend einer Seite hin sich einen starken Rückhalt zu sichern. In diesem Gefühl des politischen Verfalls nahm man dann immer auf neue seine Zuflucht zu militärischen Verstärkungen. Sie sollten zu Wasser und zu Lande in rein defensiver Absicht als Kompensation für die fortwährenden Verschlechterungen der politischen Lage dienen; aber sie steigerten Mißtrauen und Haß gegen Deutschland, weil sie unausläufig allen beteiligten Mächten immer schwerere Lasten auflegten, die irgend einmal eine Grenze der Ertragskraft erreichen und dann zur Explosion führen mußten.

In der Tat darf man sich wohl die Frage vorlegen, ob ein Volk reif war, eine große weltpolitische Rolle zu spielen, das von einem Genius auf steller Höhe gehoben aber von ihm in äußerst schwieriger Lage zurückgelassen. Ich nicht anders zu helfen wußte, als auf politische Schachzüge wesentlich mit militärischen Mitteln zu reagieren. Man sagt: der Fehler lag am alten Regierungssystem, und wir hoffen, daß die neue Demokratie wirklich die politischen Kräfte zu erzeugen und an die leitende Stelle zu heben vermag, deren ein Siebzugmillionen-voll bedarf.



Signatur *A 1 f 62*  
Datum *14 Juni 1922*

## The Manchester Guardian

### EUROPEAN POLICIES IN 1912.

#### MORE DOCUMENTS FROM THE RUSSIAN FOREIGN OFFICE.

#### CONFERENCES BETWEEN M. POINCARÉ AND M. SAZONOFF.

##### ENGLAND AND THE CONTROL OF THE BALTIC.

##### FRENCH ANXIETY ABOUT THE BALKAN ALLIANCE.

##### ITALY AS A "DEADWEIGHT" IN THE TRIPLE ALLIANCE.

We continue to-day the publication of documents from the archives of the Russian Foreign Office relating to the years 1910 to 1914.

To-day we print the report which the Russian Foreign Minister presented to the Tsar after his conferences with M. Poincaré, then French Premier, in August, 1912.

There are many points of interest in the report. The question of a naval convention by which England would safeguard Russia in the Baltic is discussed. M. Poincaré, much disturbed by the new Balkan alliance, warns Russia that France will not go to war for Balkan questions (that is, Russian interests there) so long as Germany remains quiet, and M. Sazonoff responds by notifying France that Russia won't fight for non-European colonial questions (that is, French interests in Morocco). Italy is to be kept, if possible, as a "deadweight" within the Triple Alliance.

Report from S. D. Sazonoff (Russian Minister for Foreign Affairs) to the Tsar.

[On the original a mark of perusal by the Tsar.]

ST. PETERSBURG, 4TH (17TH), AUGUST, 1912.

During the sojourn in St. Petersburg of M. Poincaré, the French President of the Council of Ministers and the Minister for Foreign Affairs, I had with him numerous conferences.

##### Naval Agreement.

First of all we took the opportunity of one of our first meetings to express to each other our mutual satisfaction at the successful completion of the recent negotiations which took place between the chiefs of our naval General Staffs. The draft of a naval agreement signed in Paris by Admiral Aubert and Prince Lieven has received the Imperial approval, and I have been graciously authorized to confirm the agreement by my signature.

As the military convention concluded between Russia and France about twenty years ago was duly ratified by both Governments by means of an exchange of separate Notes, it was decided by agreement with M. Poincaré to use the same method also for ratifying the naval convention. Accordingly on the 2nd and 3rd of August I and M. Poincaré exchanged letters in which both sides make declarations recog-

nising the naval agreement now concluded as binding for both of them.

##### Strategic Railways.

Having touched in his conversation with me on the minutes of the last meeting of the chiefs of the General Staffs of the land armies, M. Poincaré pointed out that he attached a very great importance to our carrying out of the desire of the French General Staff recorded in those minutes that the carrying capacity of our railways leading to our western frontier should be increased by laying second tracks on the lines specified in the minutes. I replied that I was informed of those recommendations, and that we will most probably carry them out as far as possible.

##### Relations Between France and England.

The relations between France and England formed the subject of the most candid exchange of views between M. Poincaré and myself. Having pointed out that these relations have lately, under the influence of the aggressive policy towards France on the part of Germany, assumed the character of especial closeness, the French Prime Minister confided to me that although no written agreement existed between France and England, nevertheless both the military and the naval General Staffs of both countries maintain with each other a close contact and continually communicate to each other with complete frankness all information that may interest either of them. This constant interchange of views had as its consequence the conclusion between the French and the English Governments of a verbal agreement by virtue of which England stated her readiness, in the event of an attack on the part of Germany, to give assistance to France with both her naval and her military forces. On land England promised to help France by sending over to the Belgian frontier an army of 100,000 men in order to resist the German invasion of France through Belgium which is anticipated by the French General Staff.

M. Poincaré earnestly requested me to maintain the utmost secrecy about this information, and not to give even the English any reason to suspect that it had been communicated to us.

In connection with the naval support which England and France intend to give to one another, M. Poincaré touched upon the question of the possibility of co-ordinating the actions of the naval forces of Russia and England.

*Wunder*

By virtue of our naval convention France bound herself to give us her assistance in the sense of diverting from us the Austrian fleet in the Mediterranean and of preventing it from penetrating into the Black Sea. In the Baltic Sea, to which the actions of the French navy do not extend, a similar rôle, in the opinion of M. Poincaré, might be undertaken by the English naval forces. In view of this, M. Poincaré asked me whether I proposed to take advantage of my forthcoming visit to England in order to raise in my conversations with the leaders of English policy the question of the joint action of the Russian and English navies in the case of a conflict between the Powers of the Triple Entente and Germany.

I replied to M. Poincaré that this question required careful consideration.

#### France-Italian Relations.

Touching upon the relations between France and Italy, I expressed to M. Poincaré my sincere pleasure at the fact that these relations, which at one time seemed to be so strained, now, it would appear, are taking a better turn—a fact which is of special importance just now, being as it is on the eve of the renewal of the Triple Alliance.

In dealing with this subject I drew the attention of M. Poincaré to the circumstance that it was most essential to France to keep Italy within the strict limits of a formal execution of her obligations towards her allies and not to provide her with an inducement for a closer unity with the latter, since this might prove to be of great disadvantage in the case of a conflict between France and Germany. Provided that the relations between Italy and the

Powers of the Triple Entente remain friendly and are animated by mutual trust the preservation of Italy as a deadweight within the framework of the Triple Alliance will be useful not only to France but also to Russia, and even to Italy herself, inasmuch as it will serve as a safeguard against an Italo-Austrian war, into which in one way or another other Powers might also find themselves drawn.

M. Poincaré told me that he fully appreciated the justice of my views, and was himself sparing no efforts to achieve the aim I was advocating. He hopes that his efforts will not be in vain and that he will be successful in placing the neighbourly relations between France and Italy on the firm foundation of friendship. In this direction, he states, some substantial results have already been obtained.

#### The Turco-Italian War.

With reference to the Turco-Italian War, M. Poincaré expressed his regret at the fact that the French Government was unable to give our efforts at conciliation the amount of support it would have liked to give. This involuntary reserve was due in the first place to the necessity of reckoning with the sentiments of the Moslem population in the French possessions in Africa, where any exercise of pressure upon Turkey would have caused disturbances among the Arabs, which would be particularly dangerous at the present moment, when the establishment of the French

protectorate in Morocco encounters so many difficulties. In the second place the said reserve was the outcome of the firm belief, which was held in Paris, that neither Germany nor, of course, Austria would have done anything at the time to facilitate the realisation of our aim by using their influence at Constantinople.

At the same time M. Poincaré declared to me that more than ever he was anxious to see the war between Italy and Turkey brought to an end, and therefore hoped that Russia and France would be able to seize the first opportunity in order to resume jointly the efforts for the realisation of this aim, enlisting for this purpose also the co-operation of other Great Powers of Europe. . . .

#### The Serbo-Bulgarian Agreement.

With reference to the Serbo-Bulgarian agreement, which we confidentially communicated to the French Government, M. Poincaré did not conceal from me that the fact of its conclusion caused in him some apprehension. While welcoming this agreement as a factor in developing the military power of the Balkan States he at the same time regards it as being more of an aggressive than of a defensive nature. In this circumstance he sees a serious danger in view of complications that are likely to arise in the Balkans at any moment. I remarked to the French Minister that we warned Bulgaria and Serbia of our intention to recognise the agreement concluded between them solely as a defensive measure which aims at ensuring the independence and freedom of these States, and that in no sense do we wish to assist them in any of their aggressive designs.

#### Possible Complications in the Balkans.

Having confirmed the intention of both our Governments to keep a close watch over the happenings in the Balkans, and to exchange constantly our views and information concerning this matter, we again agreed with M. Poincaré in the event of complications actually taking place to establish immediately in accordance with circumstances a joint method of action for the prevention by diplomatic means of a further worsening of the situation.

In this connection M. Poincaré thought it was his duty to point out that French public opinion would not permit the Government of the Republic to enter on military operations for the sake of purely Balkan matters so long as Germany remained inactive and did not by her own action involve the application of the *casus federis*, in which case we should naturally be entitled to a full and exact execution of the obligations by which France is bound to us.

I for my part told the French Minister that, ready as we always are to take a definite stand by the side of France should the circumstances specified in our treaty of alliance actually take place, we too should be unable to justify before Russian public opinion our active participation in military operations caused by non-European colonial questions so long as the vital interests of France in Europe remained intact. . . .

#### The Anatolian Railways.

After reminding me of the case of the Bagdad Railway, in which France, he held, suffered material and moral loss, M. Poincaré stated his fear lest a similar thing happened in the question of the Anatolian railways, in which case French public opinion would not fail to call the Government to account for such a turn in the situation.

I rejoined that it was hardly correct to speak of losses sustained by France through our action in the said question, for French capital takes part in the construction of the Bagdad Railway to the extent of 30 per cent, and so far as the right of having a voice in the administration and control was concerned, it was scarcely probable that Germany would have ever conceded such a right to France. But this as it may, in the question of Anatolian railways, so as to avoid a worse possibility, we are prepared not to resist the carrying out of the scheme by a French company, but we hope that consideration will be accorded to our wishes as regards both the 15 years period for the construction and the eastern boundary of the railways, for which there might be selected, judging from the negotiations between M. N. Hirs and Assim Bey, some point between Erzingan and Erzerum; for instance, Pekirdje.

M. Poincaré insisted on the necessity of bringing the lines down to Erzerum, fearing that the refusal of the French company to build the whole system of lines might induce the Turks to hand the business over to the Americans, or at least to enter into an agreement with them for constructing the sections that would have been left undone by the French. . . . In any case he believes that

we must try to secure the concessions we want by means of negotiations with the Turkish Government and not with the railway contractors.

Nevertheless I asked M. Poincaré to persuade his compatriots not to take the Turkish interests nearer to their hearts than do the Turks themselves, and not to insist on obtaining a concession for constructing the line Pekirdje-Erzerum if the Turks, as was mentioned by Assim Bey, are ready to abandon it.

#### The Chinese Loan.

With the question of the Chinese loan we dealt but slightly. I recalled to M. Poincaré the reasons stated by us on several occasions against the precipitancy with which advances were granted before agreement was reached on the principal questions. I also pointed out the indisputable danger to us contained in the growth of military power of a great Empire bordering on our territory.

The French Minister for Foreign Affairs fully agreed with me and expressed his readiness to use his influence with the French bankers in the sense of our wishes, promising at the same time not to grant the approval of the French Government to any measures which might be detrimental to our interests. . . .

#### General Impressions of M. Poincaré.

In conclusion I deem it my duty to note that I was greatly pleased with the opportunity of meeting M. Poincaré and of entering into personal relations with him, all the more so as from the exchange of opinions with him I gained the impression that in his person Russia has a true and reliable friend with an exceptional statesmanlike outlook and with inflexible will. Should international relations reach a critical moment we can only wish that at the head of the Government of our ally there should stand, if not M. Poincaré himself, then a man endowed with an equally firm character and equally fearless in undertaking responsibility as is the present Prime Minister of France.



Zagreber Tagblatt

De Telegraaf (Amsterdam)

Nr.

288

**West- und Südosteuropa.**

Die Verschiebung der politischen Achse.

Zagreb, 28. Oktober.

Die auswärtige Politik eines Staates oder einer Staatengruppe, sei es, daß diese nur aus einer kleiner Anzahl von Staaten besteht, sei es, daß sie mehrere von ihnen, größere und kleinere, umfaßt, besteht nicht nur aus den Beziehungen dieser Staaten untereinander. Sie besteht vielmehr auch aus dem Verhältnis eines jeden von diesen Staaten zu gewissen, mehr oder wenig bedeutenden politischen, ökonomischen, kulturellen usw. Fragen, die gelegentlich auftauchen und sind im Stande auf das gesamte politische Leben eines Weltteiles einen gewissen Einfluß auszuüben. Nach dem Jahre 1870 gab es in Europa mehrere solcher Fragen von internationaler Bedeutung, es gab z. B. eine Balkanfrage, eine orientalische, eine skandinavische, eine nordische, eine spanisch-portugiesische, eine iberische, eine japanisch-amerikanische und endlich die des Stillen Ozeans. Einmal ist die eine die

und ein anderesmal die andere; jetzt wenden die Staaten ihre Aufmerksamkeit der westlichen, dann wieder der östlichen Fragen zu. Vom Balkan- und Orientproblem redet man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr viel, aber es gibt einen Zeitpunkt, als diese Frage das Übergewicht über die anderen genommen hat. Und dieser Zeitpunkt kann ganz genau festgestellt werden, und man kann genau beobachten, wie sich mit dem Emportreten dieser Probleme eine langsame Aenderung der ganzen politischen Lage Europas vollzieht.

Zur Zeit des ersten Balkankrieges konnte ein jeder nicht voreingennommener Beobachter feststellen, daß sich die politische Achse Europas vom Westen über die Mitte zum Südosten hin verschiebt und daß dadurch die Weststaaten teilweise entwertet, dagegen die Südoststaaten Europas bedeutungsvoll gehoben werden. Eine neue Zeit brach an und neue Völker tauchten an die Oberfläche. Europa schickte sich an ihre Rasse zu studieren und aus diesem Studium politische Schlüsse zu ziehen. Sie vergaß aber vollständig, daß die Rasseeigenschaften nicht die einzigen sind, die eine Bedeutung haben für die Entwicklung eines Volkes. Zwei Faktoren vor allem sind es außer ihnen noch, die nicht ohne schwersten Schaden für ein Volk vernachlässigt werden können: das geschichtliche Schicksal der passiven und aktiven Berührungen mit andern Völkern und die geographische Beschaffenheit der Umwelt, in der ein Volk lebt.

Abgesehen von Rußland beteiligte sich ganz Europa an der Unfähigkeit dem Balkanproblem und der dortigen Herrschaft des turkotatarischen Islam gegenüber, indem es die Politik der künstlichen Konservierung dessen anwendete, was längst zum Untergang reif gewesen wäre. Diese gesamteuropäische Unfähigkeit erreicht ihren Höhepunkt in dem kolossalen Mißverstehen des Jungtürkentums. Wenn früher schon immer die geheimnisvolle Fabel von den bedeutenden Lebenskräften, die trotz allem noch in der Türkei schlummern sollten, getreulich weitergegeben worden war, so wurden damals noch wunderbare Prophezeiungen herumgetragen von den mächtigen Energien, die durch das Jungtürkentum diesem Staatswesen zugeführt seien; man sprach schon von einem islamischen Japan.

Da war es für alle diese Bestrebungen eine besonders bittere und ärgerliche Enttäuschung, daß gerade von der dritten südeuropäischen Halbinsel, der Apenninischen, von Italien aus, der erste Schlag geführt wurde, der das politische Ansehen des Jungtürkentums erschütterte und seine ganze Ohnmacht zutage treten ließ. Die Besetzung von Tripolis war die erste Etappe in der Verschiebung des europäischen Schwergewichts und der erste Schritt Italiens in dieser verschobenen Lage zum Zentrum zu gelangen. Dies war ein energischer Eingriff eines aufstrebenden Staates in die künstlichen Kreise einer volks- und geschichtsfremden Ideologie einzugreifen. Und dieses Beispiel sollte nicht ohne Nachahmung bleiben. Jetzt waren es die jungen Balkanstaaten, die damit die ersten Schritte in die Arena der großen Weltgeschichte taten, indem sie kühn an die Lösung eines Problems sich wagten, an dessen Inangriffnahme Europa über ein Jahrhundert lang zaghaft sich vorbeigedrückt hatte. Dies war der zweite Schritt in der Verschiebung.

Der dritte, die Schaffung eines einheitlichen slavischen Staates am Balkan, blieb momentan aus. An seine Stelle sollte etwas anderes kommen, daß den Lauf der Geschichte nicht nach Südosten, sondern der Mitte zu lenken sollte. Eine neue Jahrtausendperiode der Weltgeschichte sollte mit Mitteleuropa anfangen. Und dazu war ein Beispiel da, das man gerne nachgeahmt hätte. Das Heilige Römische Reich

Deutscher Nation bildete einen ganz Europa zentrierenden Macht- und Kulturkomplex, dem nach Süden hin auch Italien in organischer Zugehörigkeit verbunden war, und der nach Südosten hin allmählich auch mit den dort wohnenden slavischen Völkern und dem magyarischen Reich Schutz- und Bundesverhältnisse angeknüpft hatte. Das Ende des Weltkrieges aber machte alle Versuche einer Neubelebung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in der Form von Mitteleuropa zunichte. Die verschobene Entstehung eines südslavischen Staates realisierte sich in der Form des jungen kraftvollen und lebensfähigen Jugoslawiens. Es entsteht nun die Frage, wer jetzt, jugoslawien oder Italien, mehr Geschick und Takt haben wird, das Zentrum in der neuen politischen Konstellation zu bilden. Daß aber die Verschiebung des politischen Schwergewichtes in südöstlicher Richtung, wenn nicht eine vollständig abgeschlossene, so doch eine im Ausbildung begriffene Erscheinung ist, beweisen auch die gegenwärtigen griechisch-türkischen Kriegsverwicklungen. Das Ganze aber läßt ganz klar erkennen, wie nur eine innere Konsolidierung und eine ersprießliche auswärtige Politik nützt.

J. N.

The Times (London)  
Review of the Year.

Nr.

EUROPEAN ECONOMICS.

Earlier in the year, at the instigation of Mr. Lloyd George, an economic Conference had met at Genoa (April 10-May 22), at which it was hoped to discover

some avenue whereby Soviet Russia might enter the comity of civilized nations. The results were negative. Most of the States represented—but not France, Belgium, or Germany—swore to a non-aggression pact of a few months duration; but a more practical agreement was that which was signed by Germany and Russia at Rapallo (during the progress of the Conference), whereby war indemnity claims were reciprocally cancelled, diplomatic and Consular relations between the Reich and the Soviet Republic were inaugurated, and the prospect of certain trade facilities was extended to Germany. Italy also took advantage of the presence of the Russians to conclude an economic Agreement with the Soviet Government (which has not, however, been ratified by Moscow); but the attitude of the Soviet representatives was fatal to any general restoration of confidence, and their main purpose was obviously to secure a *de jure* recognition of their régime. The Genoa Conference brought together thirty-four separate nations, who discussed, on the whole amicably, a variety of topics; but it confirmed the contrast between the Great Powers and the

lesser States of Europe, who had perforce to be left out of most of the discussions, and it brought into sharp prominence the divergence of French and British views as to the proper treatment of Soviet Russia. It failed entirely of its main purpose of restoring economic stability to Europe.

The financial condition of both France and Germany, indeed, was steadily deteriorating. A desperate feeling is seizing some French minds that an economic collapse is certain unless large sums can be obtained, and speedily obtained, from Germany, while the unwelcome conviction grows that no means will avail to justify the expense of wringing paltry payment from a dishonest debtor. The French Government has budgeted for large German remittances; in default of their receipt it continues to borrow fresh money from its own investors in order to pay the interest on its own earlier borrowings. Such a situation is clearly unsatisfactory. In Germany the value of the mark has rapidly declined. At the close of 1921 it hovered on either side of one thousand to the pound; at the end of last year it was about 35,000 to the pound. Meanwhile there has been an enormous increase in Germany's floating debt. The deterioration of the mark has been hastened by reckless inflation.

Dr. Wirth remained at the head of the Government until November, when he resigned and was succeeded by Dr. Cuno, president of the Hamburg-Amerika Line. The tragedy of Herr Erzberger was repeated in the case of Dr. W. Rathenau, Dr. Wirth's Foreign Minister and ablest lieutenant, who was assassinated on June 24. The resultant measures taken by the Reich Government caused considerable friction with Bavaria, where Separatist and Monarchist leanings are visible.



Hamburger Fremdenblatt

Nr. 334

# Bülow über Witte.

## Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus.

Im Sommer 1904 besuchte der langjährige russische Finanzminister Graf Witte den deutschen Reichsanzler in Nordern, wo Graf Bülow seinen Sommerurlaub verlebte. Graf Bülow berichtete über seine Gespräche mit dem russischen Staatsmann in einem als ganz geheim bezeichneten Briefe an Kaiser Wilhelm. Wir entnehmen diesem Briefe, der vollständig in dem demnächst erscheinenden 19. Bande der großen Aktienpublikation des Auswärtigen Amtes\* enthalten ist, folgende Schlusssätze.

Was mir Witte über Seine Majestät den Kaiser Nikolaus erzählte, war besonders vertraulich, mit der Bitte um ganz diskrete Behandlung. Die russischen Monarchen, führte Witte aus, hätten entweder „une ambition d'Empereur“ oder „une ambition personnelle“. Kaiser Alexander III. hätte die erste genannte Art von Ehrgeiz bezeugt. Bei Kaiser Nikolaus überwiege das persönliche Moment. Er wolle persönlich gut abschneiden, persönlich dirigieren. Er fürchte nichts mehr, als daß es den Anschein haben könnte, als ob er sich von seinen Ministern beeinflussen ließe. Um diesem Verdacht zu entgehen, suche er sich hinter dem Rücken seiner Minister Nachrichten zu verschaffen und Ratschläge zu holen. Kaiser Nikolaus sei ein durch und durch ehrenhafter und im besten Sinne edler Charakter. Als Privatmann von tadelloser „probité“ verabschone er Unrechtheit und Unwahrhaftigkeit, wie sie unter den russischen Beamten leider häufig anzutreffen wären. Da er aber die Welt und die Menschen nicht kenne, durchschaue er nicht die kleinen Klünste, mit denen man ihn oft täusche. Von Natur bescheiden, seien unter dem Einfluß der unumschränkten Machtfülle eines russischen Autokraten doch nach und nach in ihm eine starke Hinnahme zu absoluter Selbstherrlichkeit und der Glaube entstanden, daß seine Allmacht seine Grenze habe. Er habe sich wirklich eingebildet, wenn er den Krieg nicht wolle, werde es auch nicht zum Kriege kommen. Ueber das Verhältnis des Zaren zu Czarin Majestät sagte Witte mir wirklich: „Das Verhältnis war von Seiten des Zaren während Jahren sehr gutes. Die Ueberlegenheit Ihres Kaisers drückte den Zaren und machte ihn eifersüchtig. Er wurde auch von verschiedenen Seiten gegen Ihren Kaiser gehetzt. Er war mißtrauisch gegen Ihren Kaiser und unzufrieden, ihn zu sehen. Das war „sans phrase“ von seiner Thronbesteigung bis zur Begegnung in Danzig der wirkliche Seelenzustand des Kaisers Nikolaus. Seitdem ist ein großer Umschwung eingetreten, der sich mehr und mehr akzentuiert. Danzig verlief gut, Neval noch besser, Wollsgarten vorzüglich. Seit dem Ausbruch des Krieges weiß Kaiser Nikolaus, woran er mit Ihrem Kaiser ist. Jetzt ist er voll Vertrauen zu Ihrem Kaiser und, mehr als das, er hat Ihren Kaiser wirklich gern. Bei der Natur des Zaren kommt alles darauf an, wie er persönlich empfindet.“ Von Ihrer Majestät, der regierenden Kaiserin Alexandra Feodorowna, sagte mir Witte, sie sei „une ame élevée“, aber eigensinnig und borniert. Sie habe sich einem spezifisch orthodoxen Mystizismus in die Arme geworfen. Warum? Der Uebertritt zu einer anderen Konfession sei ihr sehr hart geworden, gerade weil sie eine hohe und stolze Seele habe. Jahrelang hätte sie unter dem Gedanken gelitten, man könne der Uebertritt auf äußere Gründe zurückführen. Aus solchen inneren Seelenkämpfen sei der Gedanke hervorgegangen, durch ein Sichversetzen in die mystischen Zeiten der orthodoxen Kirche die Rechtfertigung vor sich selbst und damit den inneren Seelenfrieden zu gewinnen. Auf diesem Boden wäre der Anflug

des heiligen Seraphim entstanden, dessen Existenz die meisten gebildeten Russen kaum geahnt hätten und um den sich die Hosiote nicht gekümmert hätten, bis die Kaiserin ihn in Mode gebracht habe. Der Spiritist Philippe hätte die tiefe Fehlnacht der Kaiserin nach einem männlichen Erben bemerkt, um sie mit seinen Gaukeleien in seine Netze zu locken. Der Einfluß der Kaiserin auf ihren Gemahl sei sehr groß, aus dem einfachen

\* Die Werke des Grafen Bülow, des ehemaligen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Wendelssohn Bartholdy, Friedrich Thimme. 4. Reihe: „Die Isolierung der Mittelmächte.“ Erste Abtheilung: Band 19-21. Im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt für Politik und Geschichte in Berlin W. 8.

Grunde, weil der Zar immer mit ihr zusammen und noch immer sehr in sie verliebt sei. Auf die Kaiserin hätten nur ihre heftigen Verwandten, und insbesondere ihr Bruder, der Großherzog, Einfluß. Wer des Kaisers sicher sein wolle, müsse den Großherzog in sein Spiel bringen. Dieser Punkt sei sehr wichtig, denn der Zar sei „changeant“, man dürfe ihn nie aus den Augen verlieren noch aus den Händen lassen.

Der Einfluß der Kaiserin-Mutter auf den Zaren sei lange nicht so groß als derjenige der regierenden Kaiserin, aber immerhin auch nicht gering. Im Gegensatz zur regierenden Kaiserin sei die Kaiserin Maria Feodorowna nicht nur in der Petersburger Gesellschaft, sondern im ganzen Volke sehr populär. Gegenüber Czarin Majestät sei bei der Kaiserin-Mutter eine vollständige Wandlung eingetreten. Früher deutschfeindlich wäre die Kaiserin-Mutter jetzt eine Verehrerin und Bewunderin Czarin Majestät. Die freundschaftlichen Beziehungen Czarin Majestät zum Könige von Dänemark hätten dazu wesentlich beigetragen. Bei der Kaiserin-Mutter scheint Witte auf angeschrieben zu sein, schon weil er das Vertrauen Kaiser Alexanders III. genoss. Ueber sein Verhältnis zum Zaren äußerte Witte, der Zar hätte es ihm ungelassen, daß er der Japanpolitik scharfe Oppositen gemacht hätte. Die Umgebung des Kaisers Nikolaus habe seiner Majestät gesagt, Witte sei ein Freund der Japaner, Juden und Chinesen. Mit solchen am russischen Hof oft angewandten Mitteln habe man ihn gestürzt. Er sei beim Zaren aber nie so sehr in Ungnade gewesen, wie man im Auslande angenommen habe. Der Zar hätte ihm bei seiner Enthebung vom Finanzministerium „ein Vermögen geschenkt“ und ihm auch sonst große Lebenswürdigkeiten erwiesen. Seit dem Frühjahr habe er mehrere längere Unterredungen mit dem Zaren gehabt. Er wisse wohl, daß seine etwas brüste Art und seine Manier, die Dinge immer beim Namen zu nennen, dem Wesen des Zaren nicht sympathisch sei. Der Zar sei aber weit davon entfernt, ihn ganz zum alten Eisen geworfen zu haben.

Die Frömmigkeit der Kaiserin habe bis zu einem gewissen Grade auch den Zaren angeht. Allerdings, sagte Witte hinzu, sei es bequemer, den Mangel an Kriegsbereitschaft im fernem Osten und die diplomatischen wie die militärischen Mißerfolge gegenüber Japan auf die Fügung des lieben Gottes zurückzuführen als auf die eigenen Fehler.

Witte wiederholte immer wieder, daß ein intimes Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland, und namentlich zwischen den beiden größten Monarchen der Welt die einzig richtige Politik für beide Länder sei. Wenn beide Teile in den jetzigen Bahnen blieben, würden wir wieder zu dem Verhältnis gelangen, wie es von dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zum Ende

Wenden

der 70er Jahre zum Segen beider Dynastien und Völker bestanden habe. „Il faut revenir aux temps de Nicolas I et d'Alexandre II et oublier des malentendus de la fin du siècle dernier.“ Ich vermied es, Bitte gegenüber in dieser Richtung konkrete Wünsche zu äußern oder Vorschläge hinzuzufügen, teils, weil er trotz seiner nahen Beziehungen zu Lamsdorff zu politischen Verhandlungen nicht autorisiert ist, teils und vor allem, weil der psychologische Augenblick hierfür noch nicht gekommen ist. Beiläufig ließ Bitte die Bemerkung fallen: „Unser Verhältnis zu Frankreich hat sich schon verändert und wird sich allmählich noch mehr verändern.“ Als er mir die durch den Angriff der Japaner auf Port Arthur in St. Petersburg hervorgerufene Aufregung schilderte, erzählte Bitte, einige Großfürsten hätten damals dem Zar vorgeeschlagen, gegen Indien vorzugehen. Bitte bezeichnete diesen Vorschlag als „une folie furieuse“, wie er überhaupt immer betonte, daß Rußland es vermeiden müsse, England oder Amerika zu reizen. Er ist sehr friedlich, ... weil er offenbar davon durchdrungen ist, daß Rußland auswärtige Abenteuer, wie weitere Gebietsvergrößerungen, vermeiden und für lange Jahre sich inneren Reformen und der wirtschaftlichen Erschließung seiner inneren Hilfsgüter widmen müsse. Als einen Hauptgrund für einen Wunsch nach guten Beziehungen zu Deutschland bezeichnete er, daß es dann

möglich sein werde, mit der Methode fortgesetzter Rüstungen zu brechen, die aus dem durch die Reibungen der 80er Jahre hervorgegangenen Mißtrauen entstanden sei.

(gez.) Bülow.



Pester Lloyd (Budapest)

247.

Nr.

Copyright des allgemeinen Pressebureau, Genf

## Zwischen zwei Epochen.

Von BENITO MUSSOLINI

Das Blätterrascheln, das sich im letzten Kongreß der französischen Sozialistenpartei erhob, darf nicht überschätzt werden. Zunächst stellt die französische Sozialistenpartei trotz ihrer bemerkenswerten parlamentarischen Vertretung keine historisch wirksamen Kräfte in Frankreich dar. Sie ist eine verwaltungstechnische Organisation, die nur in geringem Maße von dem französischen Volke Besitz ergreift, und zwar gilt dies ganz besonders von der Landbevölkerung. Der französische Wähler stimmt sogar für Blum, nimmt dessen Doktrinen aber nicht ernst; er stimmt für Blum, um einen anderen Kandidaten zu ärgern. Wenn auch unter diesen Gesichtspunkten eingeschränkt, so hat die französische Sozialistenpartei dennoch eine gewisse Bedeutung bewahrt, namentlich zum Zwecke des Stimmens für oder gegen ein Ministerium, wengleich sie doch weit entfernt von den Zeiten ist, in denen sie einen Jaurès heiligsprach, der mehr Tribun als Theoretiker, mehr Redner als Mann der Tat war. Auf diesem kürzlich stattgefundenen Sozialistenkongreß sind nur einige Redner aufgestanden mit dem Vorhaben, die Partei von ihren allzu dogmatischen und unrealisierbaren, doktrinären Formulierungen zu befreien, um sie zu neuen Direktiven zu führen und sie mit den Prinzipien und Institutionen: Staat, Nation, Autorität und Jugend auszusöhnen. Worte voller Bedeutung, die das marxistische Vokabularium aus seinen Seiten gestrichen hätte, weil für den Trierer

Propheten der Staat nur das Geschäftskomitee des Bürgertums darstellt, die Nation ein veralteter Begriff, der von der Internationale überwunden werden muß, und die Autorität ein zu den immer radikaler und extremer werdenden Revindikationen des Proletariats im Gegensatz stehendes Prinzip ist. Diese Worte von sozialistischen Rednern von der Tribüne eines Sozialistenkongresses herab sprechen zu hören, haben daher einen gewissen Eindruck und eine bemerkenswerte Nachspur von Kommentaren hinterlassen. Man sprach vom Faschismus und vom Neo-Sozialismus. Es wurden verschiedene Polemiken zwischen den Orthodoxen und diesen Neo-Sozialisten oder Faschisten ausgefochten, aber die Situation erfuhr keine weiteren Entwicklungen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Episode dieser französischen Sozialistenbewegung einen symptomatischen Wert hat, und daß mit der gesamten Ideenbewegung der faschistischen Revolution während der ersten elf Jahre ihrer Geschichte tiefgehende politische und soziale Änderungen, die in den großen Ländern Europas vor sich gegangen sind, hervorgerufen wurden. Wir sind voll und ganz in eine Periode eingetreten, die als Übergang von einer Epoche zu einer anderen angesehen werden kann. Die Ideologien des 19. Jahrhunderts sind im Zusammenbrechen begriffen und finden niemand mehr, der sie verteidigt. Ist es denn nicht symptomatisch, daß es Sozialisten gibt, die des Sozialismus,

der von der marxistischen Dogmatik einbalsamiert wurde, müde sind? So gibt es auch Demokraten, die von der Demokratie nichts mehr wissen wollen, und Liberale, die die demoliberale Phase in den Staaten des Abendlandes als vergangen ansehen. Die Ursachen dieser Dämmerung und des Unterganges der demoliberalen Weltanschauung sind zugleich negativer und positiver Natur. Die negativen Ursachen lassen sich in der Entwicklung des anonymen Kapitalismus zusammenfassen, der mithin in gewissem Sinne bereits sozialisiert und daher bereit war, dem Staate in der Machtlosigkeit der Exekutive, in der Vormachtstellung der Parlamente, in dem Klassenmythos des Proletariats in die Arme zu fallen. Die letzten vier Jahre der Krisis haben die Kennzeichen dieser Situation betont. Jedoch würden die neuen faschistischen Ideen, die jede Nation der Welt bewegen, die augenblickliche Entwicklung nicht erreicht haben, ohne das Dazwischentreten jener Ursachen, die ich die positiven Gründe nennen möchte. Zeitlich und bedeutungsmäßig steht an ihrer Spitze die Zehnjahresfeier der faschistischen Revolution. Millionen von Menschen haben zugehört und endlich begriffen. Drei Dinge machten hierbei vor allem Eindruck: die Revolutionsausstellung, die Via dell'Impero und die Urbarmachung der Pontinischen Sümpfe. Geschichte einer letzten Vergangenheit und Schöpfung neuen Lebens! Das Dezennal war eine Enthüllung. Diejenigen, die vielleicht nicht an die Dauerhaftigkeit des faschistischen Regimes glauben wollten, taten überrascht, daß es bereits triumphierend das erste Dezennium hinter sich gebracht hatte, und begannen, mit sich zu Rate zu gehen. Viele, die den Faschismus als eine vorübergehende Bewegung der italienischen Politik angesehen hatten, machten sich daran, ihn ernsthaft zu studieren; alle konnten die tiefen Veränderungen feststellen, die der Faschismus nicht nur an Dingen, sondern auch im Geiste des italienischen Volkes bewirkt hat. Wie immer, war auch hier die „vollendete Tatsache“ von einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, und das italienische Beispiel regte in vielen nahen und ferneren Ländern den Willen zur Nachahmung an. Ein Widerhall, wenn auch nur ein schwacher, ist in den Reden der französischen Sozialistengruppe spürbar.

Das andere Ergebnis, das alle Prinzipien des verflorenen Jahrhunderts in Todesgefahr brachte, war der Triumph der nationalsozialistischen Kräfte in Deutschland. Ein Triumph, den die französischen orthodoxen Sozialisten, an ihrer Spitze der versagende Léon Blum, nunmehr als eine Verschwörung ansahen. Hier ist nun ein weiteres großes Land, das den unitarischen, den autoritären und totalitären, d. h. den faschistischen Staat schafft, mit einigen Betonungen, die sich der Faschismus ersparte, da er in einem historisch verschiedenen Milieu wirken mußte. Es ist hier nicht der Ort, Analogien oder Verschiedenheiten zwischen den beiden Regimen aufzustellen. Unleugbar ist die Tatsache, daß beide

menden!

außerhalb jeglicher demoliberalen Auffassung handeln und schaffen, und daß beide die demoliberalen Kräfte vernichtet haben. Das Wort „Sozialismus“ wäre nunmehr von Deutschen ungekannt, wenn es nicht, obwohl mit grundlegend anderer Bedeutung, in der Bezeichnung der nationalsozialistischen Partei selbst figurieren würde. Das, was man die faszistischen Fermente der geistiger und politischen Erneuerung der Welt nennen kann, wirkt nunmehr in allen Ländern, England einbezogen. Es besteht kein Zweifel, daß auch Frankreich, die letzte Hochburg der „unsterblichen Prinzipien“, an einem nicht allzu fernen Tage die weiße Flagge der Kapitulation hissen wird, und auch Amerika wird diese Prinzipien verlassen. Roosevelt bewegt sich, handelt und befiehlt außerhalb jeglicher Anweisung und jeglichen Willens von seiten der Kammern. Zwischen ihm und der Nation gibt es keine Mittler mehr. Es gibt kein Parlament, sondern nur noch einen höheren Staat! Es gibt keine Parteien mehr, sondern nur noch eine einzige Partei. Ein einziger Wille läßt die uneinigen Stimmen verstummen. Dies alles steht vollständig außerhalb jeglicher demoliberalen Auffassung. Der Appell an die jungen Kräfte ertönt überall; die Nation, die die Zeiten durchflog, indem sie den anderen Ländern um ein Dezennium vorausging, ist Italien. Nichts gibt Veranlassung, zu glauben oder glauben zu machen, daß die zur führenden Klasse gewordene Jugend der faszistischen Staaten, d. h. der autoritären, unitarischen und totalitären Staaten, den Frieden stören werde: Man kann voraussehen, daß sie ihn vielmehr der Welt sichern wird. Nichts Interessanteres und Dramatischeres gibt es, als diesen Untergang einer Epoche, die neben vielen Irrtümern, Zersplitterungen und Gemetzeln eine tiefe Spur hinterlassen hat; nichts Glückverheißenderes und Faszinierenderes gibt es, als die Morgenröte einer neuen Epoche.



# Hamburger Nachrichten

Nr. 128

## Labi Zahlen sprechen!

Der französische Ministerpräsident, Herr Flandin, hat in der gestrigen Sitzung der Kammer bei der Aussprache über die zweijährige Dienstzeit wieder die alten Vorstellungen vom bösen Feind aufgewärmt, der von jeher darauf gelaunt habe und jetzt wieder darauf warte, Frankreich zu überfallen. Sofern Herr Flandin Deutschland meint, darf man ihm den Vorwurf der Friedensstörung mit gutem Recht zurückgeben. Die geschichtlichen Tatsachen reden eine ganz andere Sprache. Sie beweisen mit unerschütterlicher Klarheit, daß das deutsche Volk die friedliebendste Nation unter den Völkern Europas gewesen ist. Geschichtliche Zahlen, die kürzlich die „Schlesische Zeitung“ zusammenstellte, sollen diese historische Wahrheit erhärten.

**Frankreich führte in 300 Kalenderjahren 89 Kriege mit 480 Kriegsjahren!**

**Französische Kriege von 1618 bis 1918 (ohne Kolonialkriege):**

	14 Kriege mit 76 Kriegsjahren
1. gegen Österreich	10 " " 73 "
2. " Großbritannien	10 " " 62 "
3. " Spanien	9 " " 64 "
4. " das Deutsche Reich	8 " " 45 "
5. " die Niederlande	7 " " 17 "
6. " Rußland	6 " " 34 "
7. " Savoyen, Sardinien	6 " " 19 "
8. " Preußen	5 " " 47 "
9. " Portugal	4 " " 11 "
10. " Schweden	4 " " 7 "
11. " China	3 " " 14 "
12. " die Türkei	1 Krieg " 5 "
13. " Dänemark	1 " " 1 Kriegsjahr
14. " die Vereinigt. Staaten	1 " " 5 Kriegsjahren
15. " Mexiko	1 " " 5 Kriegsjahren

Angeichts dieser eindeutigen Sprache der Zahlen und der geschichtlichen Begebenheiten — die höhere Zahl der Kriegsjahre gegenüber den Kalenderjahren erklärt sich daraus, daß Frankreich gleichzeitig mit mehreren Staaten im Kriege lag — ist die Frage fast leichter zu beantworten: mit welchem europäischen und auch überseeischen Staat Frankreich noch keinen Krieg geführt habe? Um gerecht zu sein muß man freilich auch fragen, wie es mit der Friedfertigkeit der anderen europäischen Mächte bestellt ist. Auch hier liefert die Geschichte ebenso aufschlußreiche wie verblüffende Unterlagen — nämlich

**England führte in 300 Kalenderjahren 52 Kriege mit 237 Kriegsjahren.**

**Kriege Großbritanniens von 1618 bis 1918 (ohne Kolonialkriege):**

	10 Kriege mit 73 Kriegsjahren
1. gegen Frankreich	8 " " 48 "
2. " Spanien	7 " " 36 "
3. " die Niederlande	6 " " 23 "
4. " Rußland	4 " " 7 "
5. " Dänemark	3 " " 9 "
6. " China	2 " " 13 "
7. " die Vereinigten Staaten	2 " " 6 "
8. " Schweden	2 " " 6 "
9. " Preußen	2 " " 2 "
10. " Ägypten	2 " " 3 "
11. " die Türkei	1 Krieg " 7 "
12. " Österreich	1 " " 4 "
13. " das Deutsche Reich	

Eine erstaunliche Offenbarung: Großbritannien hat nur drei Kriege mit zusammen zehn Kriegsjahren gegen Preußen-Deutschland geführt, aber zehn Kriege mit Frankreich mit insgesamt 73 Kriegsjahren! Wie aber ist es schließlich um die „Kriegslustigkeit“ der deutschen Nation bestellt? Was lehren da die unwiderleglichen historischen Tatsachen? Sie beweisen:

**Seit es ein Königreich Preußen gibt, seit 1740, führte Preußen-Deutschland in 200 Kalenderjahren nur 31 Kriege mit 92 Kriegsjahren.**

**Kriege Preußen-Deutschland seit 1740:**

	6 Kriege mit 19 Kriegsjahren
1. gegen Frankreich	5 " " 16 "
2. " Österreich	5 " " 14 "
3. " Sachsen	4 " " 11 "
4. " Bayern	3 " " 6 "
5. " Dänemark	2 " " 7 "
6. " Rußland	2 " " 6 "
7. " Großbritannien	1 Krieg " 6 "
8. " Schweden	1 " " 2 "
9. " Polen	1 " " 1 Kriegsjahr
10. " die Niederlande	1 " " 4 Kriegsjahren
11. " Weltkrieg	

Von dieser Gesamtzahl von 31 Kriegen in genau 194 Jahren — der Weltkrieg ist auch in den beiden andern Übersichten nur einmal angeführt — sind noch die Bruderkriege mit Sachsen und Bayern als rein innerdeutsche Auseinandersetzungen abzulegen, so daß dann nur 22 Kriege mit nur 67 Kriegsjahren übrigbleiben. Man sollte meinen, daß sich überzeugender, als in dieser in Zahlen zusammengedrängten Kriegsgeschichte, gar nicht nachweisen ließe, wie falsch, wie historisch unwar die Bezeichnung der deutschen Nation als Friedensstörer Europas ist. Wohin man auch blickt, es drängt sich eine Fülle von Beweisen auf: England hatte mit Frankreich zehn Kriege mit 73 Kriegsjahren zu führen, Preußen-Deutschland nur sieben mit 23 Jahren (unter Einfluß des Weltkrieges). Frankreich hat Österreich vierzehnmal und 76 Jahre lang in Kriege verwickelt, Preußen aber führte gegen Österreich nur fünf Kriege mit 16 Kriegsjahren. Deutschland kann also auf Grund seiner Vergangenheit auch für die Gegenwart und die Zukunft verlangen, daß sein ehrlicher Friedenswille nicht verdächtigt wird.

The Manchester Guardian

Nr. 27865

Dictatorships and the Classics

Curiously Different Effects in Italy  
and Germany

The effect of dictatorship on classical studies in Italy and Germany was discussed in an address by Mr. J. E. Powell, a Fellow of Trinity College, Cambridge, on "The war and its aftermath in their influence on Thucydidean studies," at a meeting of the Classical Association at Westminster School, London, on Saturday.

The effect of dictatorship in these two countries he said, had been curiously different, in consonance with the divergent ideologies of Fascism and National Socialism. He was aware of no more than one single discursive Italian publication on Thucydides since the revolution of 1922; and in general there had been a marked decline in study of the free Greek and Rome republics, as against the Hellenistic monarchies and, above all, the Roman Principate, upon which Italian scholars had tended to concentrate. "For, when every sentence is liable to be scanned for traces of anti-Fascist sentiment, it is obviously safer to begin by choosing a more congenial subject than a free Athens or a free Rome," said Mr. Powell.

In Germany

"In Germany the effect of National Socialism has been the opposite. Racial doctrines and political antipathy to the whole Roman Empire and its cognate ideas have had the result of discouraging study of the Italic peoples and of Rome, the mistress of the world. On the other hand, a peculiar kinship has been detected between the ancient Greeks and modern Germans, the two purest and greatest examples of Aryan humanity. Not only the Greek civilisation in general but Thucydides in particular has proved exceptionally congenial.

"The intensely political outlook of Thucydides may be made serviceable to a doctrine which asserts the absolute dominion of the State over every phase of individual existence; and as the more striking figures of Cæsar and Augustus had already been captured as prototypes by Mussolini, Hitler might well be made to look very like Pericles—or Pericles rather to look like Hitler."

Mr. Powell said that the effect of the

late war upon classical scholarship had not been in general a beneficent one. The almost total cessation of work during the war itself, the removal of a rising generation of scholars, the impoverishment of the defeated Powers, and latterly the economic and financial difficulties which had greatly hindered the free circulation of literature and ideas—all these had been prejudicial to healthy research.

Nor must they forget the all-pervading sense of insecurity which had encouraged hasty syntheses based upon insufficient material. Nevertheless, the study of Thucydides had not been among the branches of classical research which had suffered by the war. It might be claimed that, on the contrary, it had rather profited by it. In mere bulk the Thucydidean literature of the past seventeen years was probably superior to that of any preceding period of equal length, not even excepting the last third of the nineteenth century, the heyday of German scholarship. "Many a pocket edition of Thucydides, as I can testify from personal information, went into the trenches on both sides of the line in the late war," said Mr. Powell. A highly gifted French journalist and critic, named Thibaudet, composed while on active service a study of the historian, which proved so popular that by 1922 it had attained to its seventh edition.

Pindar

Mr. J. A. Davison, lecturer in Classics at Manchester University, divided an address on Pindar's conception of poetry into a study under three heads—dealing first with Pindar's ideas as to the name and nature of poetry; secondly, as to his ideas as to the proper subject of poetry and the function of poetry in society; and, thirdly, references to technique. Mr. Davison said that Pindar's idea of poetry as a profession might be summed up in the words "Even wisdom is tied down by the desire to make a profit." Pindar had commented on the blessed state of his predecessors who did not have to write poetry for money. His reference to his own works showed that Pindar knew as well as anyone how sweet were the uses of self-advertisement.

At the association's business meeting Professor R. M. Henry, of Belfast University, was elected president for 1936.



Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 417

Mittleuropa.

Geschichte und Vision.

Zu den Problemen, vor die sich das deutsche Volk, geistig völlig unvorbereitet, durch den Weltkrieg gestellt sah, gehörte die Aufgabe einer sinnvollen Neuordnung Mitteleuropas, die allen auf diesem Boden ange siedelten Nationen ihr Recht gewahrt und ihre Funktion zugewiesen hätte. Das Bismarcksche Reich hatte die Aufmerksamkeit der zu ihm gehörenden Deutschen von diesen Dingen abgelenkt. Während des Weltkrieges war dann, von Ausnahmen abgesehen, das gesamte politische Denken in so hohem Maße zweigeteilt, es war alles Planen und Handeln so sehr auf Selbstbehauptung und Selbstsicherung in ungeheurerlicher Not abgestellt, daß ein ruhigeres, besser fundiertes, über den Tag und seine ganz besonderen Gesetze hinausgehobenes Urteil nur noch Wenigen möglich war. Auch das Buch Friedrich Naumanns über Mitteleuropa, aus so überlegener Perspektive es für sein Teil geschrieben war, stieß auf diesen alles beherrschenden Sachverhalt. Der Ausgang des Krieges bereitete dann allen Spekulationen über Mitteleuropa ein jähes Ende; das Problem Mitteleuropas wurde als nicht-existent behandelt; die Aufteilung Österreich-Ungarns in eine Reihe von Staaten, die sämtlich den Anspruch erhoben, Nationalstaaten zu sein, sollte seine Gegenstandslosigkeit erhärten. Seitdem ist es um die mitteleuropäische Diskussion verhältnismäßig still geworden. Daß aber das Problem nicht wirklich erledigt ist, daß ihm eine zeitlose Bedeutung zukommt, solange auf dem Boden Mitteleuropas zahlreiche Völker in staatlich nicht rein voneinander abgrenzbaren Siedlungen zusammenwohnen, daran hat Heinrich von Srbif, der österreichische Historiker, vor einigen Monaten in einem Vortrage, der jetzt bei Hermann Böslau in Weimar erschienen ist, eindringlich erinnert. Da hier Vergangenheit, Gegenwart und Kommen des eine unlösbar einheitliche Kette bilden, unternimmt es Srbif in seinem Vortrage, dem Werden Mitteleuropas im besonderen Zusammenhang mit der Geschichte des deutschen Volkes nachzugehen und den Blick auf die Zukunft zu lenken.

Das Mittelalter kannte noch in seiner Höhezeit kein „Mitteleuropa“; es gab damals mehr als Mitteleuropa, nämlich: Europa, und zwar nicht als vagen Begriff, sondern als ordnendes Prinzip. Es gab ein christliches Abendland; die tragende Idee des Heiligen Römischen Reiches war „die universal christliche, der höchste Rechtstitel des Kaisertums war die Weltfriedensmission des Kaisers als des Ordners der Welt und des Führers im Streit für Christus und gegen die Heiden“. Das Imperium hatte einen gewaltigen deutschen Kern im deutschen Königtum, und es verband mit ihm nicht-deutsche Glieder; es war national und zugleich übernational, ein staatliches und ein überstaatliches Reich. Die Sonderung der selbstbewußten Nationen und der Nationalstaaten aus dem Bunde des Imperiums im Westen, Süden und Osten hat bewirkt, daß das Reich in der Tat ein mitteleuropäischer Staat geworden ist, selbst nationalisiert in seinem Königtum und gleichwohl noch immer der Träger der in der Kaiserwürde verkörperten universalen Idee. Seitdem ist immer wieder deutlich geworden, daß das nationalstaatliche Prinzip auf Mitteleuropa, und speziell auf Ost-Mitteleuropa, nicht anwendbar ist. In diesem Erbboden der alten universalen deutschen Idee kann der Gedanke des rein nationalen Staates niemals zur Durchführung kommen; hier werden vielmehr besondere Lebensformen erforderlich, wenn anders das Lebensrecht der Völker, und nicht zuletzt des deutschen Volkes, gewahrt werden soll.

Srbif charakterisiert die Hauptphasen der weiteren Entwicklung, die schließlich nach dem Zusammenbruch des alten Reichs zu der zweiten großen Lebensform Mitteleuropas und des deutschen Volkes führte, zum Deutschen Bunde, der kein Rechtsnachfolger, wohl aber in vielem ein Ideennachfolger

des Heiligen Römischen Reiches war. Er stand „im Dienste europäischer Gemeinschaftsideen, nicht nationalstaatlicher Geschlossenheit, im Dienste Mitteleuropas und staatlicher Besonderheiten, nicht der nationalen Einheit, der Vaterländer, nicht des Vaterlandes“. In der ersten parlamentarischen Vereinigung des gesamten deutschen Volkes, der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt vom Jahre 1848 sind dann „alle großen und schmerzlichen Ueberlieferungen der deutschen Geschichte, die ringenden Kräfte der Gegenwart und die Sehnsucht nach neuen Gestaltungen der deutschen Nation zur fruchtbaren und zur tragischen Auseinandersetzung gekommen“. Als besonders entscheidend trat dabei immer von neuem die Frage auf, ob die politische Zusammenfassung Mitteleuropas erhalten bleiben sollte, oder ob an ihrer Stelle der deutsche Nationalstaat zu schaffen sei. Das Bismarcksche Kaiserreich bedeutete den entscheidungsschweren Sieg des Nationalstaatsgedankens. Dem Geiste Bismarcks stand im Ringen mit Österreich die Idee eines Mitteleuropas nicht vor Augen; das Zentrum seines Wollens und Handelns war zunächst Preußen, später das Reich. Für die fehlende mitteleuropäische Organisation schuf das 1879 geschlossene Bündnis mit Österreich einen gewissen Ersatz, aber es war doch nur ein Zweckakt, es bedeutete keine unverrückbare Festlegung des Reichs. Der Weltkrieg, in den die Ära der Epigonen Bismarcks auslief, wurde dann vollends zur Katastrophe nicht nur Deutschlands, sondern auch Mitteleuropas.

Was aber ist nach alledem von der Zukunft zu fordern und zu erwarten? Dem mitteleuropäischen Gedanken steht als schwer überwindbares Hindernis ein psychologischer Faktor entgegen: das unbegrenzte Mißtrauen der kleineren Nationen der Mitte des Erdballs gegen jede, und zumal gegen jede das Deutsche Reich einschließende Form einer politischen Realisierung Mitteleuropas. Heinrich von Srbif läßt sich nicht abschrecken, seine Vision einer mitteleuropäischen Ordnung, die von jedem Imperialismus weit entfernt ist, mitzuteilen. Unbedingte Voraussetzung ist ihm die vorbehaltlose Anerkennung des Lebensrechts jeder Nation. „Auf dem Fundament dieses Gedankens kann ein Mitteleuropa entstehen, das die Ideen des ersten universalen Reichs und die Ideen des zweiten nationalstaatlichen Reichs verbindet, ein Mitteleuropa, das kein Verlangen nach Entnationalisierung der anderen kennt. Die stärkste Tragfläche und der machtvollste Kern kann nur und muß das nationalstaatliche Deutsche Reich sein. Von diesem ersten deutschen Staat und dem ihm ganz verbundenen Österreich, dem zweiten deutschen Staat mit seinen universalistischen Ueberlieferungen aus soll der Wille zur Völkergerechtigkeit für Ostmitteleuropa eine höhere Form des Zusammenlebens der Deutschen und der Fremdvölker verwirklichen.“ In der Konsequenz dieser Gedanken ist zweierlei: Einmal eine Modifizierung des nationalen Prinzips, das, im Hinblick auf stark national gemischte Gebiete und überhaupt im Hinblick auf übernationale Aufgaben und Gruppierungen, nicht mehr beansprucht, ausschließliches regulatives Prinzip der Staatenbildung zu sein. Und sodann eine Modifizierung des Staatsprinzips, insofern als neben dem Staat die Möglichkeit anderer, insbesondere übernationaler, oberster politischer Gebilde zugelassen wird, die man mit einem möglichst umfassenden Begriff als „Gemeinwesen“ bezeichnen kann und deren Wesentliches unter anderem gerade darin liegt, daß sie ihrer ganzen Idee nach für eine Anerkennung aller nationalen Gruppen als natürlicher Einheiten und eigener Rechtspersönlichkeiten Raum geben. Man kann hier an das englische Empire denken, das sich, unter völlig anderen Voraussetzungen und in ganz anderen Formen, aus einem Herrschaftsstaat, mit den Engländern als herrschendem Volk, Schritt für Schritt zu einem genossenschaftlich geordneten Commonwealth umgebildet hat.

— per.

Neue Basler Zeitung

Nr. 236

## Ein geschichtlicher Rückblick.

Da in den letzten Tagen anlässlich des tschechischen Problems vielfach die Frage erörtert und je nach Sympathie oder Antipathie, Zu- oder Abneigung, sehr verschieden beantwortet wurde: ob nämlich Völker oder Volksteile, die von fremder Macht beherrscht waren, das Recht haben, ihre staatliche Zugehörigkeit zu wechseln, so ist es vielleicht nicht ganz unangebracht, einen kurzen geschichtlichen Rückblick zu halten.

Da zeigt es sich denn, daß annectierte Völker in unserer „neuesten Zeit“ durchweg die Neigung aufweisen, die Herrschaft eines andern Volkes als drückend, kränkend zu empfinden und sie womöglich abzuschütteln.

Wir wollen unsern Rückblick im Wesentlichen auf Europa beschränken und mit einem schweizerischen Beispiele beginnen: Es feiert das Waadtland heute noch mit Begeisterung und inniger Dankbarkeit seinen Märtyrerkönigen, den edeln Major Davel, der als Erster es wagte, gegen die Oberherrschaft des Standes Bern sich aufzulehnen, und der für seinen mißlungenen Befreiungsversuch sein Haupt hingab.

Die Italiener ertrugen widerwillig die Herrschaft der Ausländer, zuletzt Oesterreichs. Der italienische Haß gegen das alte Oesterreich — fuori barbari! — steht ja noch lebhaft in unserer Erinnerung vom Weltkriege her.

Die Griechen erkämpften sich mit dem Beifall und der Hilfe sozusagen des ganzen Europa ihre Unabhängigkeit vor mehr als hundert Jahren. Die andern Balkanvölker folgten. Zu unsern Lebzeiten hatten wir den Aufstand der Herzegowina und des damals schon halb unabhängigen Montenegro gegen die Türkei, welcher schließlich zum russisch-türkischen Kriege von 1877 führte. Auch die Rumänen, Serben, Bulgaren und Albanesen waren erst einigermaßen zufrieden, als sie ein eigenes staatliches Dasein in vollständiger Unabhängigkeit errungen hatten. Es genügte ihnen keineswegs die Autonomie unter türkischer Oberhoheit. Und im benachbarten Asien folgten ihnen später die Araber, obschon diese durch das sehr starke Band des mohammedanischen Glaubens mit der Türkei verbunden waren.

Und die Polen: einst zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen aufgeteilt, waren sie auch erst wieder glücklich, als sie ihre eigene staatliche Zusammengehörigkeit und Unabhängigkeit zurück erhielten.

Irland: hier genüge es, den Namen zu nennen. Ebenso bei Finnland und den Baltikum-Staaten. Auch Norwegen wäre hier einigermaßen beizuziehen.

Elsass-Lothringen mit seiner überwiegend deutschsprachigen Bevölkerung ertrug doch nicht willig die Herrschaft des deutschen Reiches von 1871. Die sog. Weltmeinung hatte es stets als Unrecht angesehen, daß Deutschland dieses Gebiet, diesen Volksteil ohne dessen Befragung einverleibte. Wir erinnern an das Schlagwort „Ruß-Preuß“. Uebrigens hat auch Frankreich 1918 eine Abstimmung vermieden.

Es scheint, daß kein Volk möchte, daß man vom grünen Diplomatentische aus über seine Zugehörigkeit verfüge. Es will selbst bestimmen!

So sollten gerade auch wir Schweizer und Tellenköhne — diese Zeilen waren schon vor der Münchener Konferenz entworfen — das Bestreben der Sudetendeutschen, der Ungarn usw. verstehen können, aus dem Staate herauszukommen, in welchen sie wider ihren Willen hineingezwängt worden waren.

Man vergesse doch nicht: die verschiedenen Volksstämme des Staates, dessen Name nun auf allen Lippen liegt, verband keine gemeinsame Zuneigung, wie dies glücklicherweise in unserer lieben Schweiz, trotz oder gerade durch Föderalismus der Fall ist, auch keine gemeinsamen Bestrebungen. Uns Schweizer dagegen eint eben die gemeinsam durchgekämpfte Geschichte und die gemeinsame Begeisterung („Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt“) zum schweizerischen Vaterland. Also: man nenne nicht nebeneinander Tschechoslowakei und Schweiz. Sie verhalten sich eben himmelweit verschieden! H. G.



## Europäische Chronik 1938

Bei einem Rückblick auf die schweren Erschütterungen, die Europa im Jahre 1938 erlebt hat, wird man sich darüber klar sein müssen, daß eine ständige Wechselbeziehung zwischen den Ereignissen unseres Kontinents und dem gewaltigen Ringen im Fernen Osten besteht. Die heftigen Ausfälle gegen England, die übermütigen Drohungen mit dem vollständigen Ausschluß der Weißen aus Ostasien, mit denen in den ersten Januartagen von Tokio aus das Vordringen der japanischen Armeen in China begleitet wurde, gaben einen Begriff davon, wie sehr die Handlungsfreiheit Großbritanniens durch die Entwicklung auf dem fernöstlichen Kriegsschauplatz eingeschränkt werden mußte. Diese Verflechtung der britischen und auch der französischen Machtinteressen mit der im eigentlichen Sinn weltgeschichtlichen Auseinandersetzung auf dem Boden Ostasiens hat die europäische Politik in allen ihren Phasen beeinflusst und ihren Verlauf öfter entscheidend bestimmt. Zwar klingt die Sprache Japans unter dem Eindruck des zähen chinesischen Widerstandes und fortgesetzten Kräfteverbrauchs, den seine militärischen Aktionen erfordern, am Ende des Jahres schon wesentlich gedämpfter als in den Januartagen. Inzwischen aber hat Deutschland, das seit dem Februar — allerdings unter schweren und gefährlichen Risiken — die von Ribbentrop eingeleitete parallele Aktion mit Japan immer enger gestaltet, die Situation ausgenützt und durch den Einmarsch nach Oesterreich und die Einbeziehung des tschechoslowakischen Staates in seinen Machtbereich eine Gleichgewichtsverschiebung in Europa erreicht, deren Ergebnisse nicht unterschätzt werden dürfen und die auch in Zukunft noch sehr folgenreich sein kann. Wenn man vorerst von Deutschland und seinen lebhaft diskutierten weiteren Expansionsplänen absteht, erscheint der Prozeß vor allem deshalb nicht abgeschlossen, weil Italien, das mit von der Partie war, bei dem Zusammenspiel zwischen Berlin und Tokio keineswegs auf seine Kosten gekommen ist, sondern mit dem Verlust seines Einflusses in Mitteleuropa sehr viel „zugelegt“ hat und dadurch gezwungen zu sein scheint, sich dafür eine Entschädigung zu suchen, sobald sich eine Gelegenheit bietet und seine Kräfte es ihm erlauben. Diese weltpolitische Gesamtsituation wird man bei der Ausschau auf die Zukunft ebenso wenig außer acht lassen können, wie man sie bei der Einschätzung der Ereignisse des vergangenen Jahres vernachlässigen darf.

In Frankreich und in den Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich brachte schon der Januar einige Wetterzeichen, die auf den bevorstehenden Sturm hindeuteten. Am 14. Januar trat Chautemps, der im Juni 1937 das erste Kabinett Blum abgelöst und seither im Sinne einer allmählichen Rückkehr zu einem bürgerlichen Kurs mit leidlichem Erfolg regiert hatte, nach einem scharfen Zusammenstoß mit den Kommunisten zurück und bildete nach wenigen Tagen, nachdem Léon Blum sich vergeblich mit dem utopischen Projekt einer Regierung „von Thorez bis Paul Reynaud“ versucht hatte, ein neues Kabinett, dem keine sozialistischen Minister mehr angehörten. Die Entwicklung, die damit angebahnt wurde, hat sich im Laufe des Jahres

durchgesetzt. Die Außenpolitik spielte dabei eine wesentliche Rolle. Die Radikalen, damals insbesondere Chautemps und Delbos, waren sich bereits klar darüber, daß die Befreiung der französischen Außenpolitik vom kommunistischen Einfluß Voraussetzung sei für die Erhaltung der Zusammenarbeit mit Großbritannien in der mit Sicherheit zu erwartenden europäischen Krise. Die Kommunisten, welche in Wirklichkeit die Arbeit der Regierung im Lande mit allen Mitteln sabotierten, unterstützten das Kabinett in der Kammer einzig zu dem Zweck, die parlamentarische Mehrheit und damit die französische Außenpolitik zu kontrollieren. Als die Kommunisten Mitte Januar ihre Manöver gegen die Innenpolitik der Regierung mit besonderer Unverschämtheit betrieben, nahm Chautemps die Herausforderung an und erklärte in der Kammer rund heraus, daß er ihre Stimmen gar nicht wünsche, sondern ihnen die „Handlungsfreiheit“, mit der sie gedroht hatten, gerne gewähre. Der radikale Ministerpräsident nahm an, daß die Kommunistische Partei nach dieser unzweideutigen Absage gezwungen sein werde, die Konsequenzen zu ziehen. Die vollkommene Klärung der Situation wurde damals verhindert durch das Eingreifen Blums, der — nachdem er die Radikalen mit dem Odium des Bruchs der Volksfront belastet zu haben glaubte — sich in der Illusion wiegte, der berufene Führer einer Art von „Nationaler Union“ von den Kommunisten bis weit in das Lager der Rechtsparteien zu sein. In Wirklichkeit war er persönlich dafür so ungeeignet, wie sein ehrgeiziger Plan unausführbar war. Ein neuer Versuch, den er im März unternahm, scheiterte kläglich. Seit der scharfen Attacke Chautemps war in Tat und Wahrheit der Bruch zwischen den Radikalen und den Kommunisten vollzogen. Nicht Blums Gedanke eines Aufgehens der nationalen Rechtsparteien in der Volksfront setzte sich durch, sondern die Notwendigkeit, die von Moskau dirigierte Kommunistische Partei aus der Regierungsmehrheit auszuschalten und gegenüber Rußland die Unabhängigkeit der außenpolitischen Entschlüsse Frankreichs wiederherzustellen. Dieser Prozeß war jedoch langwierig, verwirrte die Gemüter im Bürgertum wie in der Arbeiterschaft so sehr und umgab die französische Diplomatie mit soviel Ungewissheit und Mißtrauen, daß Frankreich während der beiden schwersten Krisen des Jahres in seiner Handlungsfähigkeit erheblich beeinträchtigt war und die Erhaltung des Friedens, welche die radikalen Regierungen mit Recht und in Uebereinstimmung mit dem Volksempfinden als oberstes Ziel ihrer Politik betrachteten, schließlich nur unter großen Zugeständnissen und schwerem Prestigeverlust erlaufen konnte.

Ueber das Herannahen der österreichischen Krise wußte man in Paris in dem Augenblick, als Chautemps den Trennungsstrich gegenüber den Kommunisten zu ziehen suchte, zweifellos Bescheid. Der französische Botschafter in Berlin war, wie inzwischen wohl einwandfrei festgestellt ist, schon im Dezember von Neurath darauf aufmerksam gemacht worden, daß Hitler mit der Lösung der österreichischen Frage, so wie er sie sich vorstellte, nicht mehr lange zuwarten werde. Es war begreiflich, daß man in Paris, um nicht Werkzeug unkontrollierbarer russischer Absichten zu werden, sich im Hinblick auf einen mitteleuropäischen Konflikt rechtzeitig von der kommunistischen Einmischung in die eigenen Entschlüsse zu emanzipieren trachtete. Um so mehr, als

wenden

die Besprechungen der französischen Minister mit Chamberlain schon Ende 1937 ergeben hatten, daß eine Distanzierung von den Kommunisten im Interesse des Einvernehmens mit England notwendig war. Vor allem zur Entgiftung der spanischen Frage, die nicht wieder in das Stadium gefährlicher Spannung geraten durfte, wenn nicht Chamberlains geplanter Versuch zur Verbesserung der britisch-italienischen Beziehungen von vornherein scheitern sollte. Die Ereignisse überstürzten sich dann allerdings in einem Tempo und die österreichische Krise rief selbst wiederum so schwere Störungen hervor, daß die wohlüberlegte Initiative des britischen Premieres in der entstehenden Verwirrung zuerst kaum zur Geltung kam und all seine Bemühungen einer Sisyphusarbeit verzeifelt ähnlich sahen. Wenn man aber den Dingen auf den Grund geht, so stößt man vor allem auf den vollständigen Mißerfolg der Politik, in deren Konzept der Faktor Sowjetrußland eine entscheidende Rolle spielte. Das Resultat dieser Politik war letzten Endes immer und überall, daß die diplomatischen Verhandlungen verhindert oder erschwert wurden und schließlich doch ein wirksamer Widerstand gegenüber einer gewaltsamen Lösung unmöglich war.

Die Beziehungen zwischen Berlin und Wien waren bereits im Januar durch eine Verstimmung gekennzeichnet, die nichts Gutes verhieß. Die Wilhelmstraße grüßte wegen eines im „Daily Telegraph“ erschienenen Interviews mit Schuschnigg, in dem der Bundeskanzler den unerfütterlichen Widerstand gegen nationalsozialistische Gleichschaltungstendenzen und den Gedanken der Unabhängigkeit Österreichs stark betonte. Am 26. Januar hob die österreichische Polizei in der Teinfaltstraße in Wien den Sitz der Parteileitung der illegalen Nationalsozialisten aus und beschlagnahmte das dort aufgestapelte Material, aus dem hervorging, daß die Führer der österreichischen Partei mit Wissen und im Einverständnis mit maßgebenden Persönlichkeiten der N. S. D. A. P. und der Reichsregierung Pläne für einen Aufstand und am 1. März mit deutscher Hilfe vorbereitet hatten. Da die österreichische Polizei die Tätigkeit der illegalen Parteileitung nicht zufällig solange geduldet hatte, konnte auch ihr Einschreiten in diesem Augenblick nicht als zufällig betrachtet werden. Es war vielmehr ein Symptom dafür, daß sich das Regime Schuschnigg bereits einer verstärkten Agitation der Nationalsozialisten ausgesetzt sah, der gegenüber es nicht länger passiv bleiben konnte. In Berlin machte sich die Verbitterung über den Schlag gegen die österreichischen Parteigänger des Dritten Reiches bereits bemerkbar. Als die zum 30. Januar erwartete Sitzung des deutschen Reichstags, für die bereits Vorkehrungen getroffen worden waren, verschoben wurde, galt das als Zeichen einer sich verschärfenden Spannung. Der Waffenstillstand, der durch das Abkommen vom 11. Juli 1936 eingeschaltet worden war, war offenbar zu Ende; es stand ein neuer Ansturm gegen Österreich bevor, eine Wiederaufnahme des am 25. Juli 1934 gescheiterten Planes. Zuerst führte das jedoch zu einer Zuspitzung latenter Gegensätze innerhalb des deutschen Regimes selbst, zu einer Krise, die am 4. Februar zum Ausdruck kam in der Verabschiedung einer ganzen Reihe von Generälen, einer Neuordnung im Oberbefehl der Wehrmacht, der Demission

Neuraths und der Ernennung Ribbentrops zum Reichsaußenminister — ein „Personalschub“ und eine Machtverschiebung, die in engstem Zusammenhang mit der von Hitler beabsichtigten Lösung der österreichischen Frage standen und erst die Voraussetzung schufen für die Anwendung der vom Reichskanzler gewählten radikalen Methode, welche von einem Teil der Generalität, vor allem von dem General v. Frisch, dem Oberbefehlshaber des Heeres, als zu gefährlich bekämpft worden war.



Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 396

Europas Diplomatie vor dem Weltkrieg.

In den letzten zwanzig Jahren hat die internationale Forschung (Großes geleistet, um die Vorgeschichte jenes Krieges aufzuhellen, der unser staatliches Leben und unser ganzes Bewußtsein umgestürzt hat wie kein zweites Ereignis seit Jahrhunderten. Aber die Ergebnisse dieser Arbeit sind in zahllosen Einzelschritten verstreut, oder sie sind in großen und schweren Werken niedergelegt, die nur zu wenigen sprechen. In Wirklichkeit liegt für das Bewußtsein des Gebildeten (viele Gespräche beweisen es) die Vorgeschichte des Weltkrieges immer noch im Nebel. Ein junger Bonner Gelehrter hat es unternommen, diese Lücke auszufüllen. Seine Bilanz der wissenschaftlichen Forschung über die Vorgänge, die zum Weltkrieg geführt haben, füllt nur achtzig Seiten, aber sie zieht überall die Summe aus einem jahrelangen Studium der Akten und der Literatur (Ernst Anrich, Europas Diplomatie am Vorabend des Weltkrieges. Berlin, Quader-Verlag). Das Ergebnis, zu dem Anrich kommt, ist nicht sehr günstig für die deutsche Regierung. Sieht man nur auf die juristische, sozusagen kriminelle Verantwortung für den Kriegsausbruch, so steht die deutsche Regierung freilich rein da, und furchtbar erhebt sich demgegenüber, was in Rußland und in Frankreich geschehen ist. Aber Anrich wehrt sich entschieden dagegen, daß man die Verantwortung nur in der Form eines Gerichtsverfahrens verteile, als stünden die großen Mächte da vor dem Staatsanwalt und

müßten hier das Maß ihres bösen oder schlechten Willens nachweisen. Dieses Verfahren ist wichtig, es hat ja lange in der internationalen Auseinandersetzung eine bedeutsame Rolle gespielt, aber für den Historiker bedeutsamer ist doch die Frage nach der politisch-geschichtlichen Verantwortung. Und die Antwort darauf spricht Deutschland nicht frei. Seit Bismarcks Abgang hatte es die Möglichkeiten aufgegeben, die in einer deutschen Führung lagen. Solange diese Führung bestanden hatte, waren auch die Gegensätze der Großmächte geschwächt und ungefährlich gemacht worden, und das war geschehen durch ein System, das alle großen Staaten unseres Erdteils aneinander band, mit zahllosen Verträgen, in denen sich das deutsche Interesse und Europas Interesse am gemeinsamen Frieden gefunden hatten. Als der Rückversicherungsvertrag nicht erneuert wurde, geschah bereits Entscheidendes: Nicht daß unser Faden zu Rußland nun riß, sondern daß mit der beginnenden Verbindung zwischen Frankreich und Rußland nun der Weg frei wurde zum Zerfall Europas in feindliche Gruppenbindnisse. Und wie Deutschland in Europa auf die Führung verzichtet hatte, so hat es sich auch in seinem eigenen Zweibund mit Österreich viel zu spät, erst in den letzten Tagen der Julikrise, auf seine Führungspflicht besonnen.

Wenn es Deutschlands Schuld gewesen ist, nicht kriegerische, aber dafür schlechte Politik getrieben zu haben, der großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen zu sein, so trifft diese Verantwortung in noch höherem Maße die britische Staatsmänner. Sie haben nicht begriffen, daß nach Deutschlands Rückzug aus der Führung der europäischen Diplomatie nun England die ausschlaggebende Macht geworden war, sie hätten noch einmal die Bildung der starren Gruppen verhindern können, aber sie haben es nicht getan. Sie haben auch Deutschlands Absichten nicht verstanden, sie haben dafür — ungern gewiß — den friedenssprengenden Kräften in Frankreich und Rußland freien Raum gelassen, sie haben schließlich geglaubt, das von ihnen mitgeschaffene Gruppensystem sei wichtiger als der Friede — so hat der Krieg begonnen, in dem dann Großbritannien zu seiner politischen Schuld noch die eigentlich kriminelle fügte. Mit der Aufhebung der Weltmeinung gegen Deutschland durch eine Propaganda, deren eigentlicher Kern doch die bewußte Lüge war, hat die englische Politik eine tiefe Unwahrhaftigkeit in die Politik gebracht, die schwer wieder auszulöschen ist, aber sie hat vor allen Dingen auch jene furchtbare Stimmung geschaffen, die sich dann am Ende gegen Grey und seinesgleichen wandte. Denn daß Versailles nicht der Friede war, den sie recht eigentlich gewollt hätten, ist wohl sicher; aber der Kreis der Männer um Grey und Asquith hatte sich aller Einflußmöglichkeiten begeben, als er die Nation und die Welt in jenen blinden Haß stürzte, der dann in Versailles furchtbar ausgebrochen ist. Daß sich ein wirklicher Friede nur aufbauen kann auf gegenseitiger Achtung, bleibt darum die Lehre, die aus dieser Darstellung der Vergangenheit für die Zukunft Europas gezogen werden muß.

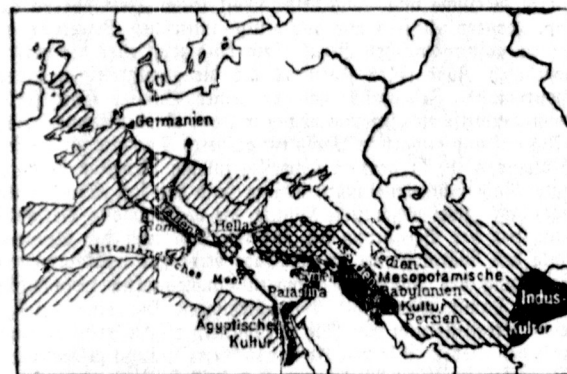


# Entdeckungsgreise auf einem Atlas.

Das neue Geschichtsbild, abgelesen an historischen Karten.

In kaum einer Wissenschaft finden die Kämpfe der Weltanschauungen, der Sieg und der Untergang der politischen Systeme so sichtbaren Ausdruck wie in der Historie. Die geistige Umwälzung unserer Zeit hat auch sie auf das stärkste berührt, ein neues Geschichtsbild ist im Werden. Wie schneidend die Gegensätzlichkeiten sind, die sich hier aufgetan haben, wie schroff oft das Neue dem Alten gegenübersteht, wird oft auf eine merkwürdige Weise deutlich, wenn man in einem historischen Schulatlas blättert. Wir meinen die große Ausgabe des Pöggendorfschen Historischen Atlas, in dem Millionen von Lehrern und Schülern seit vielen Jahrzehnten ein Stück Anschauung gesucht haben. Er liegt seit einigen Jahren in einer neuen Auflage vor, alte Karten sind ausgefallen, noch mehr neue sind hinzugekommen; der Eindruck der Wandlung ist auf den ersten Blick da. Und auch wo die alten Zeichnungen und Farben unverändert übernommen worden konnten, haben doch die Namen plötzlich einen ganz anderen Sinn für die Leser erhalten, als sie noch vor zehn Jahren besaßen.

Versuchen wir beim Durchblättern des Atlas an einer Reihe solcher Karten deutlich zu machen, was sie uns erzählen. Wir werden nicht immer auf gesicherte Tatsachen



Das alte Geschichtsbild „Ex oriente lux“.

Diese Karte, die wie die anderen beiden auf dieser Seite, nach farbigen Vorlagen aus F. W. Putzgers Historischem Schulatlas (Große Ausgabe, Auflage von 1940) gezeichnet worden ist, veranschaulicht das Vordringen städtischer Zivilisation in frühgeschichtlicher Zeit nach der alten Auffassung. Die Pfeile bedeuten den Weg der orientalischemittelmeerrischen Lebensformen von Osten nach Westen, die früher als Wege der Kultur schlechthin galten. Die schwarz ausgefüllten Landschaften bedeuten die angeblichen Ursprungsländer der Kultur, die schraffiert gezeichneten spätere Mittelpunkte der Kultur und das politische Römerreich.

stoßen, vieles ist noch unstritten und wird noch lange unstritten bleiben. Manches wird notwendigerweise auch von der persönlichen Auffassung des Betrachters abhängen; Geschichte ist keine „exakte Wissenschaft“, sondern immer ein Stück Wirklichkeit, „gelesen durch ein Temperament“. Im ganzen aber mag doch sichtbar werden, wie sehr für uns das Bild der Geschichte bereits unverwundbare Trüge trägt, die von einer neuen Anschauung der Welt geprägt werden.

## Die Heimat der Kulturen.

Die vielleicht eindrucksvollste Karte aus dem ganzen Atlas steht auf seiner ersten Seite. Sie stellt auf das klarste Altes und Neues einander gegenüber. Da ist zunächst die alte Auffassung karvenmäßig verschnitten, wonach Kleinasien und das Nilland die Wiege der europäischen Kultur gewesen seien. Dann ist aber jene Auffassung der neuen Generation zu spüren, die im Herzen unseres Landes auch den Ausgangspunkt der meisten großen Hochkulturen sieht. Es war ein weiterer Weg, der zu überwinden war, bevor diese zweite Karte nach der ersten gezeichnet werden konnte. Was dazwischen liegt, ist vornehmlich die Anerkennung der Wissenschaft vom Späten als einer gleichberechtigten wissenschaftlichen Macht neben der der Geschichte bereits unverwundbare Trüge trägt, die von einer neuen Anschauung der Welt geprägt werden.

pas und namentlich Germaniens erfasst, sie ergriffen und schließlich umgeschmolzen.

Seitdem man aber gelernt hat, auch in Gräberfunden und Häuserresten zu lesen, ist unser Wissen von dem Beginn unseres geistigen Lebens sehr viel reicher und vielfältiger und auf jeden Fall ganz anders geworden. Wenn wir nach unseren geistigen Ursprüngen zurückblicken, so schauen wir heute nicht nach Ninive, Babel und Memphis, sondern nach unserer eigenen Heimat. Um das Jahr 2500 vor Christi etwa, so glauben wir zu wissen, wurde das indogermanische Urvolk geboren, aus dem alle großen Völker Europas sich herleiten. Damals siedelten an den westlichen Rändern der Ostsee und weiter nach Süden Menschen nordischer Rasse, die ihre Tongefäße durch tiefe Stiche mit Holzstäbchen verzieren und darum die Tiefstichkeramiker genannt werden. Da ihre Gräber aus gewaltigen Steinen aufgerichtet waren, nennt man sie auch wohl die Großsteingraberleute. Als ihre Nachbarn wohnten vornehmlich in Thüringen, aber auch in Ostland Menschen verwandter Art, die in den Toren ihrer Gefäße Schnüre aus Pferdehaar drückten und so ihre Verzierungsgewannen. Nun aber haben die Gräber enthüllt, daß sich die Kunde aus den beiden Lebenskreisen sich immer häufiger vermischen, je fortgeschrittener, je jünger also die Werkzeuge und die Geräte sind. Der Vorgang der Vermischung scheint in Thüringen begonnen und sich nach Norden fortgesetzt zu haben. Wahrscheinlich sind Menschen des einen Lebenskreises immer häufiger in den Bereich des anderen hineingewandert. Aus dem Zusammenleben der Großsteingraberleute und der Schnurtopfer hat sich dann jenes Volk gebildet, das seiner Rasse nach vornehmlich von nordischer und dann fälschlicher Art bestimmt war und das wir die Ur-Indogermanen nennen. Durch allmähliche Eingliederung der zunächst wohnenden Menschen anderer Lebenskreise, dann durch Eroberung und Wanderung hat es sich wohl über immer neue Gebiete ausgedehnt, bis nach Südeuropa, nach Südrussland und nach Asien hinein.

Von diesem Volk haben sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende immer mehr Stämme losgelöst und sind in der Ferne zu eigenen Völkern geworden. Inder, Perser, Hellenen, Italiker und Kelten haben weite Gebiete Afrikas und Europas besiedelt. Aber noch vor ihnen, so glauben manche Forscher, sind andere Glieder der nordischen Rasse in die Weite gezogen und haben ihr das Gepräge ihrer Art gegeben. So sieht man schon in der Herrenschicht Ägyptens und des altbabylonischen Reiches Abkömmlinge der nordischen Rasse. Bei dem Alter dieser Kulturen mühten also nordische Stämme als Krieger und Eroberer bereits an den Nil und an den Euphrat gekommen sein, bevor sich jenes Volk der Indogermanen gebildet hätte. Die Bildnisse blonder und blauäugiger Menschen im alten Ägypten gehören zu den Stützen dieser These. Das hochbegabte Volk der Sumerer, das noch vor den Babyloniern im Zweistromland eine hohe und eigenartige Kultur gewann, soll danach ebenfalls nordische Züge getragen haben. Sogar bis nach Japan hat man die Spuren nordischen Kriegerturns verfolgen wollen. Es scheint uns freilich, als seien Theseen dieser Art noch besonders unstritten, als hätte ein großer Teil der Forscher daran fest, daß die ältesten Hochkulturen in Ägypten und im Zweistromland von Völkern aus eigenem geistigen Ursprung geschaffen worden seien.

## Aus eigenem Geist.

Aber auch wer in diesen Dingen Zurückhaltung bewahrt, kann sich nicht mehr vor der Erkenntnis verschließen, daß die reiche und große Welt des Nordens wesentlich aus eigenem inneren Reich entstanden ist. Wer vor den ältesten kulturellen Erzeugnissen jenes indogermanischen Volkes steht, das am längsten in seiner Heimat geblieben ist und das wir die Germanen nennen, kann nur hohe Bewunderung, ja Ergriffenheit vor Zeugnissen so hoher Reife empfinden. Es ist wahr, die Germanen zeichneten damals (etwa von 1800 bis 800 vor Christi Geburt) ihre Wahrnehmungen oder ihre Lieber noch nicht auf; denn Kultur nicht ohne Schrift

## Barbaren?

Der andere Stamm des indogermanischen Urvolkes, der am längsten in seiner Heimat zurückgeblieben war, die Germanen also, haben freilich inzwischen den vollen geistigen Reichtum, den sie in der Bronzezeit gewonnen hatten, nicht behalten können, weil Klimaverfälschung und Raumnot das „goldene Zeitalter“ gestört und die Stämme in den harten Kampf der Waffen zwangen. Die Berührung mit der Antike hat eine ungeheure Bedeutung für sie gewonnen; die Annahme aber, daß die Germanen um die Zeit Armins etwa „Barbaren“ gewesen seien, eine mit Wärfellen behängte, metrinkende, taufelstige Gesellschaft — eine Vorstellung, die im vergangenen Jahrhundert sehr weit verbreitet war und auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist —, diese Vorstellung also wird man in einem Menschenalter nur noch als lächerlich empfinden können. Ein kräftiges Bauernvolk, das die Pfingsthar selbständig erfunden hatte, mit einer seit Jahrtausenden gewachsen, ästhetisch vollkommenen Kleidung, mit einer reichen Religion, ein Volk, das Kriege führte nicht eigentlich um der Beute, sondern um neuen Ackerlandes willen, so traten die Germanen den Römern zuerst gegenüber; ein Volk mit einer großen Zukunft, aber auch schon mit einer großen Vergangenheit.

## Salamis in neuem Licht.

Inzwischen freilich hatten die südlichen Stämme des indogermanischen Urvolkes das indogermanische Erbe verteidigen müssen. Nur glauben wir heute, diese Verteidigung räumlich breiter sehen zu müssen als unsere Väter. Unsere Augen fallen beim Durchblättern des Pöggendorfschen Atlas auf den Namen der Insel Salamis. Hier zerbrach 480 vor Christi die Macht des persischen Reiches vor dem Stolz der kleinen griechischen Flotte, die von dem Feuergeist des Demosthenes durchglutet war. Nicht nur die griechische, sondern die europäische Kultur überhaupt sei damals vor dem Orient gerettet worden, so haben wir es in der Schule gelernt. Aber der Name Salamis genügt uns heute nicht mehr. Wir sehen ihn wohl auf der Karte, die den westlichen Teil der Alten Welt wiedergibt, aber wir bilden dann unwillkürlich auch zu dem Namen Simera auf Sizilien und Cumae bei Neapel. Den Gelehrten waren diese Namen schon immer Begriffe; uns sind sie es erst in den letzten Jahren geworden. Wissen wir mehr als früher? Hat sich unser universalhistorischer Blick geschärft? Wie dem auch immer sei, wir vermögen die Perle nicht mehr voll zu sehen.

In Wirklichkeit bedrohte damals im Osten und Westen die mächtigste Koalition, die je bis 1914 sich zusammengeschlossen hat, die indogermanischen Kernvölker des südlichen Europas. Die Griechen wie das junge Volk der Römer



Das neue Geschichtsbild.

Diese Karte veranschaulicht die neue, vornehmlich durch die Wissenschaft des Spätens getragene Auffassung, nach der Deutschland das Herz Europas und das Ausgangsland der Bauernvölker nordischer Rasse ist. Die schwarz ausgefüllte Landschaft (Norddeutschland und Südschweden) bedeutet das nordische Kernland. Die schraffiert gezeichneten Länder bedeuten die Ausbreitung der Indogermanen, die schwarz ausgefüllte Pfeile

über die Etrusker bei Cumae haben das Schicksal der antiken Welt gerettet. Der erste große Weltkrieg sah die Verteidiger der echten Antike siegreich über ihre Gegner.

## War Athens Kultur bedroht?

War auch die Kultur des griechischen Mutterlandes dadurch gerettet? Wir haben es so gelernt, und die meisten von uns glauben es noch. Aber bereits haben sich Zweifel angemeldet. Sie kommen nicht aus einer neuen Erforschung der Quellen; was man heute darüber weiß, mußte man schon vor einem Menschenalter. Aber es scheint, daß die neue Rassempfindung unserer Zeit hier auch den historischen Blick verändert habe. Es ist sich stärker bewußt geworden als bisher, daß die Perser hoch ursprünglich die Verwandten der Griechen gewesen sind, daß es also im Grunde ein Bruderkrieg war, als bei Marathon und Salamis die Heere der beiden Völker aufeinander stießen. Und dann hat sich auch unser Gefühl für die besonderen Werte der alten persischen Kultur stärker entwickelt als vorher. Die persische Religion mit ihrer Vertung des inneren Abels, des Wahrheitsstrebens und der Ritterlichkeit erscheint heute auf der höchsten sittlichen Stufe, die die alte Welt vor dem Aufreten des Christentums gekannt hat. Damit aber ist unser Blick auch geschärft für die politischen Folgen jener geistigen Haltung der Perser. Wir sehen in dem Atlas die Karte, die das persische Weltreich wiedergibt. Wir wissen heute besser als früher, daß dieses Reich wohl viele nichtpersische Nationen enthielt, daß aber keine von ihnen unterjocht und in ihrer völkischen Eigenart bedroht war. Die in Kleinasien lebenden Griechen waren zur Zeit von Salamis seit langen Untertanen des Großkönigs; die Blüte ihres Geistes fällt doch in diese Zeit. Es ist zumindest nicht bewiesen, daß die Griechen aufgeführt hätten, Griechen zu sein, daß der Parthenon nicht gebaut worden wäre und die Athener die Antigone nicht gesehen hätten, wenn die Schlacht bei Salamis verlorengegangen wäre. Es hätte allem persischen Wesen und aller persischen Geschichte widersprochen, hätten sie dergleichen zu verhindern gesucht.

So schließt unser Blick auf diese Karte der Alten Welt mit einem merkwürdigen Ergebnis ab: in der Waage welt-historischer Bedeutung steigt plötzlich die Schale von Salamis, weil sie leichter geworden scheint; dafür sinken in dieser Waage Simera und Cumae, bis er fast unbekannte Namen, immer tiefer hinab, kraft des Gewichtes, das sie in sich tragen.

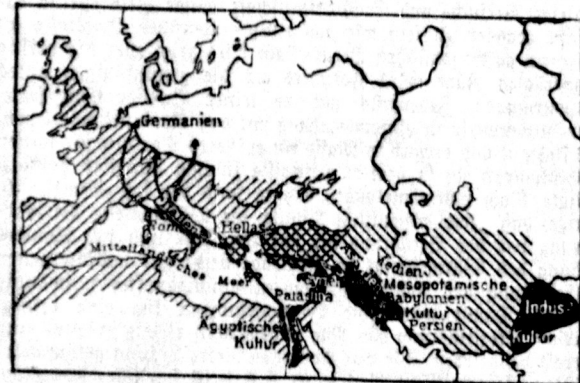
## Von Solon bis Perikles.

Solchen Betrachtungen pflegt man zwar entgegenzuhalten, daß Salamis auf jeden Fall den Fortbestand der Polit-Welt gesichert habe und daß die Reifezeit des Griechentums ohne diese Welt nicht denkbar wäre. Hier freilich liegt ein Kern richtiger Erkenntnis. Das Wesen des griechischen Staats wäre verkümmert, hätten die Perser gesiegt. Aber es ist uns nicht mehr möglich, in der griechischen Politikwelt so viel Vollkommenheit zu erblicken, wie unsere Väter es taten. Wir haben selber zu viel Ähnliches erlebt wie die Athener zwischen Solon und Alkibiades, und darum sehen wir wohl auch die düsteren Schatten dieser Zeit schärfer als eine Generation, denen eine Volksversammlung noch der Ausdruck politischer Freiheit war. Wir sehen in diesen zwei Jahrhunderten heute die ständig ringende Auseinandersetzung zwischen der Masse und dem großen Einzelnen, bis schließlich doch der große Einzelne unterliegt. Und wir vermögen in dem ersten politischen Gesetzgeber Athens, in Solon, nicht mehr einen der großen Weisen des Altertums zu erblicken. Er hatte die Herrschaft aufgeteilt zwischen dem Besitz und den Massen, er hat damit keine organische Verfassung gefunden. Und wir vermögen auch in seiner Entfaltung, in seinem Kernfeln von Ehrgeiz und Machtstreben sein Bild mehr nur Augen zu sehen. Er hätte die Möglichkeit, sich zum Herrn Athens zu machen, er hat sie ausgeschlagen. Vielleicht hat er es getan, weil er zu „bescheiden“ war, aber gerade diese Bescheidenheit richtet ihn in unseren Augen. Dabei hat er gewußt, was er tat; um so schlimmer für ihn. Unsere Väter — wir meinen immer die breiten Schichten der Gebildeten und nicht die Gelehrten — haben das nachdenkliche Wort kaum kennengelernt, mit dem er einmal die Athener anredete: „Jeder Einzelne von euch ist schlau wie ein Fuchs, aber als Masse habt ihr einen beschränkten Verstand.“ Kein moderner Psychologe hat die Ver-



Die Gegenüberstellung ist, die sich hier aufzeigen lassen, wie schroff oft das Neue dem Alten gegenübersteht, wird oft auf eine merkwürdige Weise deutlich, wenn man in einem historischen Schulatlas blättert. Wir meinen die große Ausgabe des Pöggendorfschen Historischen Atlas, in dem Millionen von Lehrern und Schülern seit vielen Jahrzehnten ein Stück Anschauung gesucht haben. Er liegt seit einigen Jahren in einer neuen Auflage vor, alte Karten sind ausgefallen, noch mehr neue sind hinzugekommen; der Eindruck der Wandlung ist auf den ersten Blick da. Und auch wo die alten Zeichnungen und Farben unverändert übernommen werden konnten, haben doch die Namen plötzlich einen ganz anderen Sinn für die Leser erhalten, als sie noch vor zehn Jahren besaßen.

Versuchen wir beim Durchblättern des Atlas an einer Reihe solcher Karten deutlich zu machen, was sie uns erzählen. Wir werden nicht immer auf gesicherte Tatsachen



Das alte Geschichtsbild „Ex oriente lux“.

Diese Karte, die wie die anderen beiden auf dieser Seite, nach farbigen Vorlagen aus F. W. Putzgers Historischem Schulatlas (Große Ausgabe, Auflage von 1940) gezeichnet worden ist, veranschaulicht das Vordringen städtischer Zivilisation in frühgeschichtlicher Zeit nach der alten Auffassung. Die Pfeile bedeuten den Weg der orientalisches-mittelmeeres Lebensformen von Osten nach Westen, die früher als Wege der Kultur schlechthin galten. Die schwarz ausgefüllten Landschaften bedeuten die angeblichen Ursprungsländer der Kultur, die schraffiert gezeichneten spätere Mittelpunkte der Kultur und das politische Römerreich.

stoßen, vieles ist noch unstritten und wird noch lange umstritten bleiben. Manches wird notwendigerweise auch von der persönlichen Auffassung des Betrachters abhängen; Geschichte ist keine „exakte Wissenschaft“, sondern immer ein Stück Wirklichkeit, „gesehen durch ein Temperament“. Im ganzen aber mag doch sichtbar werden, wie sehr für uns das Bild der Geschichte bereits unverwundbare Ringe trägt, die von einer neuen Anschauung der Welt geprägt werden.

### Die Heimat der Kulturen.

Die vielleicht eindrucksvollste Karte aus dem ganzen Atlas steht auf seiner ersten Seite. Sie stellt auf das klarste Altes und Neues einander gegenüber. Da ist zunächst die alte Auffassung farbenmäßig veranschaulicht, wonach Kleinasien und das Nilland die Wiege der europäischen Kultur gewesen seien. Dann ist aber jene Auffassung der neuen Generation zu spüren, die im Herzen unseres Landes auch den Ausstrahlungspunkt der meisten großen Hochkulturen sieht. Es war ein weiter Weg, der zu überwinden war, bevor diese zweite Karte nach der ersten gezeichnet werden konnte. Was dazwischen liegt, ist vornehmlich die Anerkennung der Wissenschaft vom Späten als einer gleichberechtigten wissenschaftlichen Macht neben der geschriebenen Geschichte. Da man jahrhundertlang die stumme Sprache der Gräber und der anderen Bodenfunde überhörte, haben die Menschen bis in unsere Tage hinein ein einseitiges, ja verzerrtes Bild von den Ursprüngen der Geschichte gehabt. Die meisten von uns haben noch gehört, daß die älteste Kultur am Nil und im Zweistromland entstanden sei, während im Herzen Europas noch finstere geistige Nacht geherrscht habe. Von Osten aus sei dann alle höhere Kultur langsam nach Westen und Norden vorgebracht, die Phönizier hätten den Hellenen das befruchtende Erbe ägyptischer und babylonischer Kultur gebracht, Rom habe schließlich das geistige Feuer weitergereicht nach Norden. So habe es schließlich auch die „Barbaren“ des mittleren Euro-

pas, und es ist sehr viel reicher und vielfältiger und auf jeden Fall ganz anders geworden. Wenn wir nach unseren geistigen Ursprüngen zurückblicken, so schauen wir heute nicht nach Ninive, Babel und Memphis, sondern nach unserer eigenen Heimat. Um das Jahr 2500 vor Christi etwa, so glauben wir zu wissen, wurde das indogermanische Urvolk geboren, aus dem alle großen Völker Europas sich entwickelten. Damals siedelten an den westlichen Rändern der Dniepr und weiter nach Süden Menschen nordischer Rasse, die ihre Tongefäße durch tiefe Stiche mit Holzstäben verzieren und darum die Tieschfächerkeramik genannt werden. Da ihre Gräber aus gewaltigen Steinen aufgerichtet waren, nennt man sie auch wohl die Großsteingraberleute. Als ihre Nachbarn wohnten vornehmlich in Thüringen, aber auch in Ostland Menschen verwandter Art, die in den Toten ihre Gefäße Schnüre aus Pferdehaar drückten und so ihre Verzierungen gemaßen. Nun aber haben die Gräber enthüllt, daß sich die Kunde aus den beiden Lebenskreisen sich immer häufiger vermischen, je fortgeschrittener, je jünger also die Werkzeuge und die Geräte sind. Der Vorgang der Vermischung scheint in Thüringen begonnen und sich nach Norden fortgesetzt zu haben. Wahrscheinlich sind Menschen des einen Lebenskreises immer häufiger in den Bereich des anderen hineingewandert. Aus dem Zusammenleben der Großsteingraberleute und der Schnurtopfer hat sich dann jenes Volk gebildet, das seiner Rasse nach vornehmlich von nordischer und dann fälschlicher Art bestimmt war und das wir die Ur-Indogermanen nennen. Durch allmähliche Eingliederung der zunächst wohnenden Menschen anderer Lebenskreise, dann durch Eroberung und Wanderung hat es sich wohl über immer neue Gebiete ausgebreitet, bis nach Südeuropa, nach Südrußland und nach Asien hinein.

Von diesem Volk haben sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende immer mehr Stämme losgelöst und sind in der Ferne zu eigenen Völkern geworden. Arier, Perser, Hellenen, Italiker und Kelten haben weite Gebiete Afrikas und Europas besiedelt. Aber noch vor ihnen, so glauben manche Forscher, sind andere Glieder der nordischen Rasse in die Welt gezogen und haben ihr das Gepräge ihrer Art gegeben. So sieht man schon in der Herrschaft Ägyptens und des altbabylonischen Reiches Abkömmlinge der nordischen Rasse. Bei dem Alter dieser Kulturen müßten also nordische Stämme als Krieger und Eroberer bereits an den Nil und an den Euphrat gekommen sein, bevor sich jenes Volk der Indogermanen gebildet hätte. Die Bildnisse blonder und blauäugiger Menschen im alten Ägypten gehören zu den Stützen dieser These. Das hochbegabte Volk der Sumerer, das noch vor den Babyloniern im Zweistromland eine hohe und eigenartige Kultur gewann, soll danach ebenfalls nordische Züge getragen haben. Sogar bis nach Japan hat man die Spuren nordischen Kriegerturns verfolgen wollen. Es scheint uns freilich, als seien diesen dieser Art noch besonders umstritten, als hätte ein großer Teil der Forscher daran fest, daß die ältesten Hochkulturen in Ägypten und im Zweistromland von Völkern aus eigenem geistigen Ursprung geschaffen worden seien.

### Aus eigenem Geist.

Aber auch wer in diesen Dingen Zurückhaltung bewahrt, kann sich nicht mehr vor der Erkenntnis verschließen, daß die reiche und große Welt des Nordens wesentlich aus eigenem inneren Recht entstanden ist. Wer vor den ältesten kulturellen Erzeugnissen jenes indogermanischen Volkes steht, das am längsten in seiner Heimat geblieben ist und das wir die Germanen nennen, kann nur hohe Bewunderung, ja Ehrfurcht vor Zeugnissen so hoher Reife empfinden. Es ist wahr, die Germanen zeichneten damals (etwa von 1800 bis 800 vor Christi Geburt) ihre Wahrnehmungen über ihre Väter noch nicht auf; wenn Kultur nicht ohne Schrift denkbar ist, für den mag die Schönheit des Schmucks und die Waffen aus der Bronzezeit wenig bedeuten. Aber schöpferische Kraft im künstlerischen und geistigen verraten diese Gegenstände des Schmucks und des täglichen Bedarfs und die Symbole religiöser Verehrung nicht minder als ein aufgeschriebenes Heldensied. Es ist töricht, daran zu denken — in wenigen Jahren wird es auch niemand mehr tun —, daß Völker mit so hohen eigenen geistigen Leistungen der Vermittlung orientalischen Geistes bedurft hätten, um Kultur-nationen zu werden.

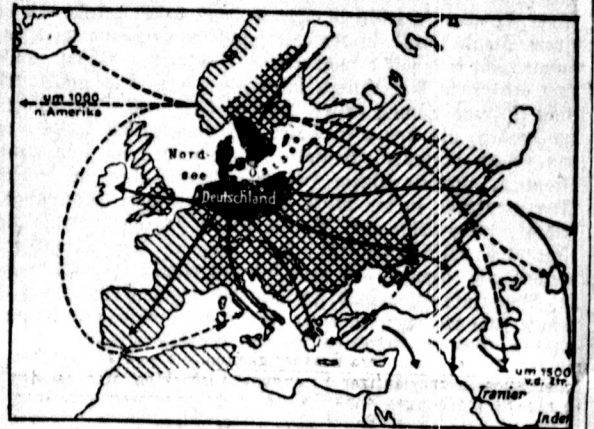
Als einer der indogermanischen Stämme, die Hellenen, in Griechenland eindrangen, haben sie freilich aus der Befruchtung von Aetia her eine beträchtliche Mischkultur geschaffen, aber einige Jahrhunderte später hat dann ein anderer hellenischer Stamm, der Dorier, das alles wieder zertrümmert. In einer furchtbaren Katastrophe ist diese Mischkultur untergegangen, die Hellenen mußten gleichsam ganz von vorne beginnen, und das zu ihrem Heile. Nur so hat sich der eigentümliche griechische Geist ganz entfalten können. Daß dann späterhin wieder Berührungen mit dem Orient stattgefunden haben, bleibt darum freilich selbstverständlich, aber inzwischen war die griechische Kultur aus Eigenem so stark und lebensmächtig geworden, daß die fremden Einflüsse sie nur noch bereichern, sie aber nicht mehr überfremden konnten. Die Griechen und die Römer haben dann nacheinander jenes Wunderwerk aufgebaut, das wir recht eigentlich die antike Kultur nennen.

manen also, haben freilich inzwischen den vollen geistigen Reichtum, den sie in der Bronzezeit gewonnen hatten, nicht behalten können, weil Klimaveränderung und Raumnot das „goldene Zeitalter“ zertrümmerten und die Stämme in den harten Kampf der Waffen zwangen. Die Verdrängung mit der Antike hat eine ungeheure Bedeutung für sie gewonnen; die Annahme aber, daß die Germanen um die Zeit Aetia etwa „Barbaren“ gewesen seien, eine mit Vorentscheid behängte, metrische, rauschhafte Gesellschaft — eine Vorkultur, die im vergangenen Jahrhundert sehr weit verbreitet war und die heute noch nicht ganz ausgestorben ist —, diese Vorstellung also wird man in einem Menschenalter nur noch als lächerlich empfinden können. Ein kräftiges Bauernvolk, das die Flugschar selbständig erfunden hatte, mit einer seit Jahrtausenden gewohnten, ästhetisch vollkommenen Kleidung, mit einer reichen Religion, ein Volk, das Aetia führte nicht eigentlich um der Beute, sondern um neuen Aetia zu gewinnen, so traten die Germanen den Römern zuerst gegenüber; ein Volk mit einer großen Zukunft, aber auch schon mit einer großen Vergangenheit.

### Salamis in neuem Licht.

Inzwischen freilich hatten die südlichen Stämme des indogermanischen Urvolkes das indogermanische Erbe verteidigen müssen. Nur glauben wir heute, diese Verteidigung räumlich breiter sehen zu müssen als unsere Väter. Unsere Augen fallen beim Durchblättern des Pöggendorfschen Atlas auf den Namen der Insel Salamis. Hier zerbrach 480 vor Christi die Macht des persischen Reiches vor dem Stoß der kleinen griechischen Flotte, die von dem Feuergeist des Themistokles durchgelenkt war. Nicht nur die griechische, sondern die europäische Kultur überhaupt sei damals vor dem Orient gerettet worden, so haben wir es in der Schule gelernt. Aber der Name Salamis genügt uns heute nicht mehr. Wir sehen ihn wohl auf der Karte, die den westlichen Teil der Alten Welt wiedergibt, aber wir bilden dann unwillkürlich auch zu dem Namen Simera auf Sizilien und Cumae bei Neapel. Den Gelehrten waren diese Namen schon immer Begriffe; uns sind sie es erst in den letzten Jahren geworden. Wissen wir mehr als früher? Hat sich unser universalhistorischer Blick geschärft? Wie dem auch immer sei, wir vermögen die Perserkriege nicht mehr isoliert zu sehen.

In Wirklichkeit bedrohte damals im Osten und Westen die mächtigste Koalition, die je bis 1914 zusammengekommen hat, die indogermanischen Kernvölker des südlichen Europas. Die Griechen wie das junge Volk der Römer



Das neue Geschichtsbild.

Diese Karte veranschaulicht die neue, vornehmlich durch die Wissenschaft des Spätens getragene Auffassung, nach der Deutschland das Herz Europas und das Ausgangsland der Bauernvölker nordischer Rasse ist. Die schwarz ausgefüllte Landschaft (Norddeutschland und Südschweden) bedeutet das nordische Kernland. Die schraffierten veranschaulichen die Ausbreitung der Indogermanen, die schwarzen Pfeile die indogermanische Vorkultur, die gestrichelten Pfeile die Züge der Wikinger bis 1000 nach Christi.

sahen sich umklammert von einem scheinbar übermächtigen Druck gewaltiger Militärmächte. Das Bündnis reichte von persischen Weltreich über Karthago bis zu der etruskischen Großmacht. Die größere wirtschaftliche und militärische Kraft, die stärkere Verwaltung waren bei ihnen. Noch nach mehr als zwei Jahrtausenden möchte man ihren Druck für übermächtig halten. Hier standen neben den indogermanischen, aber bereits immer mehr vom semitischen Orient geistig beherrschten Persern die semitischen Karthager und jenes rätselhafteste Volk orientalischer Herkunft, die Etrusker. Entgegen alten Vorstellungen war nicht etwa die Gefahr für die Griechen des Mutterlandes am höchsten; dafür aber wären mit Sicherheit die Griechen Italiens und die Römer mit dem Untergang bedroht gewesen, wäre jenes Bündnis festgeblieben. Alles, was wir lateinische Kultur mit ihrem unermeßlichen Fortwirken nennen, hätte es nie gegeben, statt dessen wäre vermutlich eine semitisch-etruskische Mischkultur im Westen des Mittelmeeres aufgekommen, deren Umrisse wir nur eben zu ahnen vermögen. Wie stets ist das Schicksal der Kulturen schließlich auf den Schlachtfeldern abgewogen worden. Es sind die Griechen und nicht die Römer gewesen, die diese Entscheidung gefällt haben. Der Sieg der überwiegend athenischen Flotte bei Salamis 480, der Sieg des Tyrannen Gelon von Syrakus im gleichen Jahre bei Himera über die Karthager, der Sieg von Gelons Nachfolger Hieron sechs Jahre später

War auch die Kultur des griechischen Mutterlandes dadurch gerettet? Wir haben es so gelernt, und die meisten von uns glauben es noch. Aber bereits haben sich Zweifel angemeldet. Sie kommen nicht aus einer neuen Erforschung der Quellen; was man heute darüber weiß, mußte man schon vor einem Menschenalter. Aber es scheint, daß die neue Rasseempfindung unserer Zeit hier auch den historischen Blick verändert habe. Es ist sich stärker bewußt geworden als bisher, daß die Perser doch ursprünglich die Verwandten der Griechen gewesen sind, daß es also im Grunde ein Bräutrig war, als bei Marathon und Salamis die Heere der beiden Völker aufeinander trafen. Und dann hat sich auch unser Gefühl für die besonderen Werte der alten persischen Kultur stärker entwickelt als vorher. Die persische Religion mit ihrer Wertung des inneren Abels, des Wahrheitsstrebens und der Ritterlichkeit erscheint heute auf der höchsten sittlichen Stufe, die die alte Welt vor dem Auftreten des Christentums gekannt hat. Damit aber ist unser Blick auch geschärft für die politischen Folgen jener geistigen Haltung der Perser. Wir sehen in dem Atlas die Karte, die das persische Weltreich wiedergibt. Wir wissen heute besser als früher, daß dieses Reich wohl viele nichtpersische Nationen enthielt, daß aber keine von ihnen unterjocht und in ihrer völkischen Eigenart bedroht war. Die in Kleinasien lebenden Griechen waren zur Zeit von Salamis seit langem Untertanen des Großkönigs; die Blüte ihres Geistes fällt doch in diese Zeit. Es ist zumindest nicht bewiesen, daß die Griechen aufgeführt hätten, Griechen zu sein, daß der Parthenon nicht gebaut worden wäre und die Athener die Antigone nicht gesehen hätten, wenn die Schlacht bei Salamis verlorengegangen wäre. Es hätte allem persischen Wesen und aller persischen Geschichte widerprochen, hätten sie verglichen zu verhindern gesucht.

So schließt unser Blick auf diese Karte der Alten Welt mit einem merkwürdigen Ergebnis ab: in der Waage welt-historischer Bedeutung steigt plötzlich die Schale von Salamis, weil sie leichter geworden scheint; dafür sinken in dieser Waage Simera und Cumae, bisher fast unbekannte Namen, immer tiefer hinab, kraft des Gewichtes, das sie in sich tragen.

### Von Solon bis Perikles.

Solchen Betrachtungen pflegt man zwar entgegenzuhalten, daß Salamis auf jeden Fall den Fortbestand der Welt-geschichte gesichert habe und daß die Reifezeit des Griechentums ohne diese Welt nicht denkbar wäre. Hier freilich liegt ein Kern richtiger Erkenntnis. Das Wesen des griechischen Staats wäre verkümmert, hätten die Perser gesiegt. Aber es ist uns nicht mehr möglich, in der griechischen Politikwelt so viel Vollkommenheit zu erblicken, wie unsere Väter es taten. Wir haben selber zu viel Ähnliches erlebt wie die Athener zwischen Solon und Alkibiades, und darum sehen wir wohl auch die düsteren Schatten dieser Zeit schärfer als eine Generation, denen eine Volksversammlung noch der Ausdruck politischer Freiheit war. Wir sehen in diesen zwei Jahrhunderten heute die ständig ringende Auseinandersetzung zwischen der Masse und dem großen Einzelnen, bis schließlich doch der große Einsame unterliegt. Und wir vermögen in dem ersten politischen Weisheitslehrer Athens, in Solon, nicht mehr einen der großen Weisen des Altertums zu erblicken. Er hatte die Herrschaft aufgeteilt zwischen dem Besitz und den Massen, er hat damit keine organische Verfassung gefunden. Und wir vermögen auch in seiner Entfaltung, in seinem Fernsein von Ehrgeiz und Machttrausch kein Bild mehr für Athen zu sehen. Er hatte die Möglichkeit, sich zum Herrn Athens zu machen, er hat sie ausgeschlagen. Vielleicht hat er es getan, weil er zu „bescheiden“ war, aber gerade diese Bescheidenheit richtet ihn in unseren Augen. Dabei hat er gewußt, was er tat; um so schlimmer für ihn. Unsere Väter — wir meinen immer die breiten Schichten der Gebildeten und nicht die Gelehrten — haben das nachdenkliche Wort kaum kennengelernt, mit dem er einmal die Athener anredete: „Jeder Einzelne von euch ist schlau wie ein Fuchs, aber als Masse habt ihr einen beschränkten Verstand.“ Kein moderner Psychologe hat die Verwandlung des intelligenten Einzelwesens innerhalb der Massen schärfer erkannt als Solon; nur hat er nicht nach seiner Einsicht gehandelt. In dem was er tat, liegt schon der Sturm der Volksversammlungen gegen den Weltbild der großen Einzelnen beschlossen. Diesem Ansturm sind sie dann alle ergeben, vor und nach Salamis, die Sieger in den großen Schlachten und die weisen Staatsmänner, bis sich schließlich über Athen die Herrschaft des müßigen, neugierigen und Geldgierigen, launischen, selbstüchtligen und kurzgeachtigen Pöbels ausgebreitet hat. Wäre es nicht dazu gekommen, die Menschheit wäre freilich ärmer gewesen, ohne eine Lehre von ewig gültiger Kraft. Auch in diesem Sinne sind die Griechen ein „klassisches Volk“ gewesen. Sie haben noch der Nachwelt bewiesen, daß man den höchsten Kunstverstand und das feinste kulturelle Empfinden mit der politischen Unvernunft bereinigen kann.



## Monatshefte für Auswärtige Politik (Berlin)

Nr. 8

Von Attila bis Roosevelt. — Ob Island zur westlichen Halbkugel gehört oder zu dem, was die Roosevelt-Amerikaner anfangen die östliche Hemisphäre zu nennen, mag unter amerikanischen Geographen strittig sein. Daß diese Insel aber politisch, rassisch und kulturell während ihrer ganzen Geschichte seit ihrer ersten Besiedlung durch die Wikinger immer zu Europa gehört hat, ist selbst von Amerikanern nie bestritten worden. Auch hat nie irgend jemand in USA. die Entdeckung Amerikas von dem Jahre 860, d. h. dem Jahre der Entdeckung Islands an datiert. Was doch wohl auch ein Beweis dafür ist, daß zum mindesten die Gebildeten unter den Amerikanern Island selbst bisher nicht als zum amerikanischen Erdteil gehörig betrachtet haben.

Somit hat Präsident Roosevelt mehr getan, als nur eine Insel im Nord-Atlantik zu besetzen: das Unternehmen gegen Island bedeutet die Invasion Europas durch Roosevelt und seine Truppen.

Um diese Tatsache in ihrer europäischen Perspektive zu sehen, mögen die seit dem Entstehen Europas als geschichtlich-kulturelles Gebilde in unseren Erdteil versuchten Einfälle durch Nicht-Europäer kurz verzeichnet werden:

1. Der Einbruch Attilas und seiner Hunnen um 375, der übrigens zur ersten Formung des politischen Europa einen unschätzbaren Beitrag lieferte, zwang er doch allmählich die verschiedenen Germanenstämme und -reiche außerhalb und innerhalb des Römischen Imperiums zur Wahl für oder gegen Attila, gegen oder für Europa. Die entscheidende Schlacht auf den Katalaunischen Feldern im Jahre 451 fand Weströmer und Germanen in gemeinsamer Front gegen die Hunnen: Europa erwuchs als römisch-keltisch-germanische Schöpfung.
2. Der Einfall der Araber und in ihrem Gefolge der Mauren, der mit der Eroberung Gibraltars durch Tarik 711 seinen Anfang nahm. Es vergingen fast 800 Jahre, die Zeit der Reconquista, deren Symbol der Cid wurde, bis Isabella von Kastilien durch die Eroberung Granadas 1492 die letzte Mauren-Herrschaft in Europa auslöschen konnte.

3. Der Mongoleneinfall unter den Nachfolgern Dschingis Khans in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Schlacht, die Heinrich II. von Liegnitz bei Wahlstatt in Schlesien 1241 der mongolischen Streitmacht lieferte, veranlaßte — trotzdem sie ein mongolischer Sieg wurde — den Rückzug des geschwächten Asiatenheeres und entschied damit, daß das, was wir heute Ost- und Südost-Europa nennen, europäisch und nicht asiatisch wurde.

4. Das Vordringen der Türken nach Europa seit der Eroberung Adrianopels 1365 durch Murad I. leitete eine lange Besetzung europäischen Bodens durch Nicht-Europäer ein. Erst 350 Jahre später, zwischen 1700 und 1717, konnte Prinz Eugen durch seine Siege bei Zenta, Peterwardein und Belgrad dem türkischen Vorstoß Halt gebieten, und erst 1913, nach etwa 550 Jahren, wurde der hauptsächlich balkanische Teil Europas politisch wieder europäisch.

5. Das neue Anti-Europa, das Lenin, Trotzki und Stalin 1917/18 mit dem Bolschewismus in dem Raume aufrichteten, den auch Dschingis Khan

und die Goldene Horde mit ähnlichen Mitteln und Zielen beherrscht hatten, begann seinen Einbruch nach Europa — nach einem ersten im wesentlichen mißglückten Invasionsversuch zwischen 1917 und 1921, — als es 1940 seinen Fuß auf finnisches, baltisches und rumänisches Gebiet setzte. Als es zu einem neuen Vorstoß ansetzte, schlug die deutsche Wehrmacht zu und machte der Bedrohung Europas aus diesem Raume endgültig ein Ende.

6. Der Griff Roosevelts nach Island ist somit der sechste Versuch eines nicht-europäischen Machthabers, sich auf unserem Erdteil festzusetzen. Es sprechen viele Anzeichen dafür, daß Roosevelt diese Invasion auf die britische und die irische Insel ausdehnen will. — Die historischen Fehlschläge der Hunnen, der Araber und Mauren, der Mongolen, der Türken und der Bolschewisten sollten aber dem Herrscher im Weißen Haus als warnendes Beispiel dienen, ebenso wie sie uns, die wir an Europa glauben, mit Vertrauen auf die Rettung Europas auch vor der amerikanischen Springflut erfüllen.

G. J.



## Der Krieg um die Zukunft.

SPD Berlin, 6. September.

Die Geschichtsschreiber unterscheiden zwischen der Ursache und dem Anlaß eines Krieges. Der Unterschied ist leicht zu fassen. Die Ursache liegt in den Umständen, die eine politische Spannung erzeugen und aufbauen. In dem Anlaß blüht der Funke, der die Entladung herbeiführt. Der Anlaß des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 war: die spanische Thronkandidatur des Sigmaringer Hohenzollernprinzen. Seine Ursache war die traditionelle Tendenz der französischen Außenpolitik, die deutsche Einigung zu verhindern. Der Anlaß des letzten Weltkrieges war die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand. Seine Ursache lag in den politischen Spannungen, die sich aus dem Aufstieg einer neuen Großmacht in der Mitte des Kontinents entwickelt hatten. Der Anlaß des jetzigen Krieges war die deutsch-polnische Auseinandersetzung um die Stadt Danzig und den polnischen Korridor. Seine Ursache war der Widerstand der Westmächte gegen die natürlichen Konsequenzen der unvermeidlich gewordenen Revision des Versailler Systems. Die Entscheidung eines Krieges zielt nicht auf den Anlaß, sondern auf die Ursache. Unsere Großväter haben auf den französischen Schlachtfeldern nicht um den spanischen Königsthron, sondern um die deutsche Einigung gekämpft. Im Weltkrieg haben die deutschen Soldaten nicht gegen den Attentäter von Sarajewo, sondern für die Existenz des Deutschen Reiches gekämpft. Der gegenwärtige Krieg geht längst nicht mehr um Danzig und den polnischen Korridor, sondern um eine neue europäische Ordnung.

### Die Zäsur des Zeitalters.

Die Parallelen könnten noch verlängert werden. Sie ließen dann erkennen, daß alle drei Kriege, von denen hier die Rede war, als Stationen einer zusammenhängenden Entwicklung zu begreifen sind. Aber es gäbe am Ende doch ein schiefes Bild. Es läßt sich nicht deutlich genug heraus, daß die Entscheidung, die der gegenwärtige Krieg herausfordert, aus dem sozusagen normalen Abstand und Unterschied zwischen seinem Anlaß und seiner Ursache nicht zu verstehen ist. Die Entwicklung ist viel weiter und tiefer gegangen. Noch mitten in diesem Kriege ist aus den Spannungen, in denen seine Ursache zu suchen ist, ein neues Zeitalter aufgestiegen. Gewiß, auch das Ergebnis des Deutsch-Französischen Krieges, auch das Ergebnis des letzten Weltkrieges war eine neue europäische Ordnung. Aus beiden Kriegen ist eine beträchtliche Veränderung der europäischen Machtverhältnisse hervorgegangen. Aber es waren doch nur Veränderungen, Verschiebungen und neue Lösungen im Rahmen eines im wesentlichen nicht umgestürzten Systems. Aus dem Deutsch-Französischen Kriege ergab sich eine Verschiebung der Gewichte zugunsten Deutschlands, aus dem letzten Weltkrieg eine Verschiebung zu Lasten Deutschlands, beide Male gewiß eine sehr starke Verschiebung — aber im Grunde ist doch das seit Jahrhunderten ausgeübte System nicht preisgegeben worden. Es war und blieb, von England aus gesehen, das System des nach englischen Weltreichsbedürfnissen regulierbaren Gleichgewichts; vom Kontinent aus gesehen das System des europäischen Partikularismus: in jedem Falle ein System, das die eigentlichen Ursachen der europäischen Kriege bestehen ließ. Die Entwicklung aber, deren treibende Kräfte durch den gegenwärtigen Krieg entfesselt worden sind, geht einen ganz anderen Weg. Mit diesem Kriege vollzieht sich nicht eine Verschiebung, sondern die Aufhebung des sogenannten europäischen Gleichgewichts. Das europäische System der letzten drei Jahrhunderte wird nicht verwandelt, sondern umgeworfen. Am Ende dieses Krieges steht nicht die Wiederherstellung der zwischenstaatlichen Konkurrenz, sondern die europäische Einigung unter starker Führung. Es geht nicht mehr um die Revision des Versailler Statuts, sondern um eine viel weiter zurückgreifende, zu den letzten politischen Wurzeln aller europäischen Fragen vordringende Umwälzung. Die historische Wendung, die sich so anbahnt, ist in dem amtlichen Bericht über die letzte Begegnung Hitlers mit Mussolini im Führerhauptquartier an der Ostfront mit folgenden Worten als Ergebnis des siegreichen Krieges angekündigt worden: „Die neue europäische Ordnung, die aus diesem Siege hervorgeht, wird, soll möglichst weitgehend die Ursachen beseitigen, die in der Vergangenheit zu den europäischen Kriegen Veranlassung gegeben haben“. Mit diesen Worten werden das Ende des euro-

päischen Gleichgewichts und der Beginn einer neuen europäischen Epoche ausgerufen.

### Die Grenzen Bismarcks.

Europäisches Gleichgewicht wird hier immer in einem ganz bestimmten Sinne gemeint — nicht als wirkliches Gleichgewicht, das an sich, dem Begriffe nach, einen dauerhaften Ausgleich verbürgen könnte, sondern als Deckwort für den tatsächlichen Zustand der europäischen Anarchie, die aus dem Verfall der politischen Einheit des Abendlandes hervorgegangen und nach dem Dreißigjährigen Krieg mit dem Westfälischen Frieden exemplarisch besiegelt worden ist. In der neuen Einheit, die die Anarchie überwinden soll, wachsen die historischen Leistungen, die Friedrich der Große, Maria Theresia und Bismarck hinterlassen haben, mit der deutschen und europäischen Aufgabe Adolfs Hitlers zusammen. Auch hier gibt es eine durchgehende Linie, die das Erbe der Vergangenheit mit den Forderungen der Zukunft verbindet. Dazwischen aber liegt gleichwohl die Zäsur eines Zeitalters. Sie läßt sich vielleicht am deutlichsten in einem Rückblick auf das Werk Bismarcks bloßlegen. Das europäische System, das Bismarck in den zwei Jahrzehnten nach der Reichsgründung mit virtuöser Kunst beherrschte, gehörte noch in das Zeitalter des europäischen Gleichgewichts. Es war immer ein sehr verwickeltes System. Sein Kern war seit 1879 das Bündnis mit Österreich-Ungarn. Alle übrigen Kombinationen sind im Grunde labil geblieben. Nur die Absicht war konstant: Frankreich zu verhindern, für seine Revanchepolitik die Unterstützung einer anderen Großmacht zu finden, und so den „cauchemar des coalitions“, den Alpdruck der Einkreisung, zu vermeiden. Ehe Bismarck von der politischen Bühne abtreten mußte, war das Spiel so gemischt: der Zweibund war durch die Beteiligung Italiens zum Dreibund erweitert; über Österreich und Italien gab es auf dem Wege über ein Mittelmeerabkommen eine indirekte Verbindung nach England, die die beiden Partner des Dreibundes gegen französischen und russischen Druck abschirmen sollte. Gleichzeitig aber lief nach Rußland der direkte Draht des berühmten Rückversicherungsvertrages, dessen Tendenz mit dem Zweibund wie mit dem Mittelmeerabkommen konfurierte. Die Verpflichtungen, die sich aus dieser vielfältig verschlungenen Kombination ergaben, waren wohl praktisch, aber doch kaum theoretisch aufeinander abzustimmen. Nur ein überlegener Meister hat die Fäden sicher in der Hand behalten können.

Der Graf Peter Schupalow, der damals am Zarenhof eine wichtige diplomatische Rolle spielte, hat Bismarck mit einem Hochdeffeur verglichen, der, wenn er dem Publikum eines seiner Tierchen vorführe, die anderen sorgfältig in Watte verpacke. Der Vergleich ist nicht sehr erhaben, aber er trifft einen wesentlichen Punkt. Bismarck selbst hat das genau gewußt. Er hat sich auch darüber nicht getäuscht, daß der Draht nach Rußland zuletzt sehr dünn und zerreißenbar geworden war. Was er selbst getan und welche Kombinationen er gewählt hätte, wenn der Draht noch unter seiner eigenen Führung gerissen (und nicht von seinem Nachfolger abgeschnitten worden) wäre, ist eine müßige Frage. Es gibt nur Vermutungen darüber. Theoretisch ließen sich mehrere Möglichkeiten denken. Aber gleichviel — da Bismarck das Deutschland der Reichsgründung von 1871 grundsätzlich als politisch saturiert, als eine fertige politische Größe betrachtet und das System der rivalisierenden Mächte hingenommen hat (und auf der damaligen Stufe der historischen Entwicklung auch hinnehmen mußte), so hätte es für ihn auch immer nur neue Kombinationen des alten Spieles, aber keinen Weg geben können, der aus dem System des europäischen Gleichgewichts herausgeführt hätte. Bismarck hat und hätte gewiß das europäische Spiel auch unter diesen labilen Voraussetzungen in wechselnden Kombinationen beherrscht, aber er hat dabei doch gewissermaßen die Einmaligkeit seiner politischen Genialität und Erfahrung als dauernde Mitgift des Staates voraussetzen müssen. Es ist kein Zufall, daß seine Nachfolger an derselben Aufgabe gescheitert sind; kein Zufall auch, daß sein erster Nachfolger, der General von Caprivi, vor allem das Bedürfnis spürte, das komplizierte Spiel durch die Preisgabe des Rückversicherungsvertrages wesentlich zu vereinfachen — mit dem Ergebnis freilich, daß Deutschland alsbald überripelt wurde.

werden.

### Die Wurzel der neuen Ordnung.

Die Konzeption, aus der heute die neue Ordnung Europas hervorgeht, ist aus einer anderen Wurzel gewachsen als das europäische System Bismarcks. Ihre wichtigste Voraussetzung ist die Erkenntnis, daß Deutschland in der Gestalt und in den Grenzen der kleindeutschen Reichsgründung von 1871 politisch nicht saturiert sein kann. Adolf Hitler hat diese Erkenntnis schon lange vor der nationalsozialistischen Machtergreifung entwickelt und begründet. Er hat daraus, wie in dem Buche „Mein Kampf“ nachgelesen werden kann, die entscheidende Folgerung gezogen, daß man die Revision des Versailler Vertrages gründlich mißverstehen, wenn man als ihr Ziel die Wiederherstellung der für die nationale Einigung wie für die Sicherheit des Reiches gleich unbefriedigenden deutschen Grenzen von 1914 betrachte. In der positiven Zielsetzung, die damit angedeutet wird, steckt nicht nur Tradition und Traum des großdeutschen Ostmährers, sondern auch eine ganz ursprüngliche und unbefangene Bitterung für die elementaren Gesetze der produktiven Gewalt und Bewegung politischer und geschichtlicher Mächte. Aus dieser einen Wurzel ließe sich die ganze Entwicklung der letzten Jahre ableiten. Aus dem Abschluß der nationalen Einigung der Deutschen, aus der Umwälzung der Machtverhältnisse in der Mitte des Kontinents, aus der Verantwortung für die Ordnung in den historischen Strahlungszonen des Reiches ist eine europäische Aufgabe gewachsen, die nur auf neuen Grundlagen, keinesfalls aber in dem System des europäischen Gleichgewichts zu lösen war. Wesentliche Elemente der neuen Lösung waren in den nationalen Revolutionen des Nationalsozialismus und des Faschismus vorgebildet. Sie haben zum ersten Male aus dem Geiste und aus den Bedürfnissen des zwanzigsten Jahrhunderts geschichtsfähige Formen der Führung, Gliederung und Entfaltung moderner Massenstaaten ausgeprägt. Aber es waren von Hause aus nicht expansive Elemente der Art, daß sie einen europäischen Krieg oder gar einen Weltkrieg unvermeidlich gemacht hätten.

Im Kriege freilich sind die revolutionären Kräfte in den tiefsten Schichten ausgebrochen, haben sich die deutschen Kriegsziele mit dem europäischen Programm eines neuen Zeitalters verbunden. Indem Deutschland, mit einer historischen Verantwortung beladen, von der es sich bei Strafe des Untergangs nicht dispensieren kann, seine eigenen Interessen verteidigt, kämpft es, zusammen mit Italien, zugleich um die

Grundlagen einer europäischen Neuordnung, die ein für alle Male die Gefahren der Vergangenheit beseitigen soll. Der Feldzug gegen Frankreich hat den in den letzten Jahrhunderten immer wieder neu formierten französischen Widerstand gegen die deutsche Einheit endgültig gebrochen; mit der dauernden Aufhebung der deutsch-französischen Rivalität hat er zugleich aber auch wesentliche Ursachen der europäischen Kriege der drei letzten Jahrhunderte ausgeschaltet. Bei dem Kampfe gegen die Sowjetunion geht es zunächst um die Vernichtung der expansiven Macht des Bolschewismus, der freilich schon seiner Natur nach nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa bedroht; zugleich aber geht es auch in einem anderen Sinne um die Aufhebung des ungeheuren Druckes, der seit mindestens zweihundert Jahren vom Osten her eine dauerhafte Ordnung der europäischen Angelegenheiten verhindert hat. Der Kampf gegen England endlich hat nicht nur einen deutsch-englischen Gegensatz auszutragen; er trifft zugleich und vor allem auch den eigentlichen Nutznießer des europäischen Gleichgewichts, seit über drei Jahrhunderten den historischen Gegenspieler der europäischen Einigung. In dieser dreifachen Auseinandersetzung ist das System des europäischen Gleichgewichts bereits zusammengebrochen. Mit dem Anbruch eines neuen Zeitalters ist das Gesetz der neuen Ordnung Europas hervorgetreten. Sie entwickelt sich unter deutscher und italienischer Führung auf der Grundlage der europäischen Einheit und Einigung. Sie will nicht nur einen Teilkonflikt bereinigen, sondern in weitestem Umfange die strukturellen Ursachen der europäischen Konflikte und Kriegsgefahren beseitigen. Sie wird nicht auf dem Papier proklamiert, sondern verwirklicht. Das ist ein starkes Wort und eine harte Sache. Die Wirklichkeit leidet seit jeher Gewalt. Sie ist nicht mit milden Rezepten aus der diplomatischen Hausapotheke, sondern nur mit radikalen Muren zu bewältigen. „In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eines ist“, hat Clausewitz geschrieben, „sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, geradezu die schlimmsten... Es ist ein unnützes, selbst verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur desselben außer acht zu lassen“. Das ist von Clausewitz auf den Krieg gemünzt worden. Es gilt auch für die geschichtlichen Umwälzungen, die sich in diesem Kriege manifestieren. An ihren großen Wendepunkten rechtfertigt sich die Geschichte nicht mit der Zerstörung der Vergangenheit, sondern mit der Verantwortung für die Zukunft.



## Das vierte Europa.

srp Berlin, 28. Februar.

Die Geschichte hat ein doppeltes Gesicht. Das eine ist der Vergangenheit, das andere der Gegenwart zugewandt. Das eine betrachtet, was geschehen ist, das andere, was geschieht. Es gibt noch einen anderen Zusammenhang. Die Betrachtung der Vergangenheit fließt auf geheimnisvolle Weise mit dem Erlebnis der Gegenwart zusammen. Die Vergangenheit erschließt sich immer nur von einem Standort aus, der in der Gegenwart liegt und von ihren Voraussetzungen bestimmt wird. Das gilt selbst dann, wenn sich der Betrachter einbildet, er könne sich außerhalb der Zeiten stellen. Nießliche hat aus diesem Zusammenhang eine Forderung abgeleitet: „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürfte ihr Vergangenes deuten.“ Das Wort hat auch in der Umkehrung einen guten Sinn. Die Gegenwart ist nur aus der Vergangenheit zu verstehen und zu deuten. Geschichte jedenfalls kann sich nur dann als eine produktive Lebensmacht erweisen, wenn sie nicht von der Gegenwart abgetrennt, sondern als eine gegenwärtig wirkende Gewalt begriffen wird. Geschichte in diesem Sinne ist der täglich fortschreitende und erneuerte Prozeß, in dem Vergangenheit und Gegenwart miteinander verschmelzen. Es gibt Epochen, in denen der Kontakt der Zeiten fast nicht zu spüren ist. Es gibt auch Epochen, in denen er sich mit den heftigsten Entladungen und Erschütterungen vollzieht. Das sind die Epochen der großen geschichtlichen Umwälzungen. In solchen Epochen fallen Entscheidungen, die unwiderrücklich sind.

### Das Ende der Neuzeit.

Mitten in einer solchen Epoche stehen wir heute. Ihr sichtbarstes Kennzeichen ist die Krise und der Zusammenbruch der Welt des neunzehnten Jahrhunderts. Mit dem letzten Weltkriege schon ist der Prozeß anhängig gemacht worden. Heute ist er so weit fortgeschritten, daß sich schon das Gegenbild einer neuen Welt in den ersten Umrisen abzeichnet. Der Prozeß berührt alle Bereiche des Lebens. Am deutlichsten aber ist er in den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zonen zu beobachten. Am Anfang schien es sich nur um eine deutsche, parallel damit auch um eine italienische Angelegenheit zu handeln. Dann sind die mitteleuropäischen, dann die gesamteuropäischen, zuletzt die planetarischen Aspekte der Umwälzung hervorgetreten. Aber selbst wenn man nur Europa ins Auge fassen wollte, zeigt sich doch auch heute schon, daß die Umwälzung mit dem Untergang der Welt des neunzehnten und dem Aufstieg der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr vollständig zu charakterisieren ist. Die Ereignisse stehen in einem viel weiter schwingenden Rhythmus. Wenn nicht alle Zeichen trügen, versinkt mit dem neunzehnten Jahrhundert die ganze Epoche, die man bisher als das Zeitalter der Neuzeit zu bezeichnen pflegte. Dann wäre also ein alter der Neuzeit zu bezeichnen angebrochen. Nach dem vierten Zeitalter der europäischen Geschichte angebrochen. Nach dem Altertum, dem Mittelalter und der Neuzeit wäre eine neue Ära zu setzen. Das neueste Zeitalter hat noch keinen Namen, aber seine Grundlagen setzen sich deutlich genug gegen die Grundlagen der früheren Zeitalter ab.

Daselbe Schema der Einteilung ließe sich übrigens auch aus einer geistesgeschichtlichen Analyse ableiten. Einen Versuch dieser Art bietet ein jüngst veröffentlichtes Buch, das aus dem Wandel der Zeitalter eine neue ethische Grundhaltung fordert. (Hans Bäder, Dasein als Dienst, Bausteine zu einem neuen Europa. Verlag Karl Heinz Heissel, Berlin.) Das neue Europa. Dieses Buches braucht hier nicht berührt zu werden. Es verlangt eine Auseinandersetzung auf anderer Ebene. Aber es ist doch bemerkenswert, daß es von einer Geschichtsbetrachtung ausgeht, deren große Linien mit den Ergebnissen einer vorwiegend politischen Analyse überein-

stimmen. Hans Bäder prägt in diesem Zusammenhang den Begriff des „vierten Europas“. Das erste Europa war das Zeitalter der griechisch-römischen Antike. Es reicht etwa von Homer bis zur politischen Anerkennung des Christentums durch den Kaiser Konstantin. Es umschließt die Entfaltung des Geistes in Hellas, die Ausbildung der Macht und des Rechtes in Rom und findet seine gütige Gestalt im römischen Reich. Das zweite Europa formt sich in dem Zeitalter der germanischen Herrschaftsbildungen der Völkerwanderung und des christlich-abendländischen Reiches des Mittelalters. Das dritte Europa umfaßt die Welt der bürgerlichen Nationalstaaten der Neuzeit. Das vierte Europa... es möge hier genügen; das Schema anzudeuten. Die politischen Voraussetzungen müssen noch schärfer gefaßt werden. Vorher aber sei aus diesem Buche noch eine aufhellende Bemerkung zur Psychologie des Umbruchs der Zeiten zitiert: „Jedesmal, wenn im Zuge der europäischen Verwandlungen ein Europa unterging, im Übergang vom ersten zum zweiten, vom zweiten zum dritten, ertönte vom untergehenden Teil her der Lageruf von dem Untergang des Geistes und der Weltordnung. Jedesmal aber kam eine neue Welt des Geistes und der Kultur.“

### Die europäische Staatenwelt.

Zurück zum Thema. Selbstverständlich läßt sich einwenden, daß alle Versuche, die Geschichte schematisch in große Abschnitte zu gliedern, dem lebendigen Fluß der Entwicklung Gewalt antun, Übergänge verdecken, Zusammenhänge zerreißen. Gleichwohl bleibt die schematische Gliederung ein unentbehrlicher Behelf der Uebersicht. Für die Umschreibung des Altertums und des Mittelalters hat sich das herkömmliche Schema allgemein durchgesetzt. Mag man auch darüber streiten, auf welches genaue Jahr die Ära zu setzen sei, die beide Zeitalter voneinander scheidet, so bleibt doch unverkennbar und unbestritten, daß sich die in jedem dieser beiden Zeitalter vorherrschenden Tendenzen zu einem geschlossenen Bilde fügen und sich deutlich voneinander abheben. In demselben Sinne unterscheidet sich die Neuzeit vom Mittelalter — im ganzen so deutlich, daß die viel erörterte Frage, mit welchem Ereignis der Beginn der Neuzeit zu datieren sei, ruhig im Hintergrund bleiben kann. Das politische Kennzeichen der Neuzeit ist für Deutschland und Europa der Zerfall der übernationalen Macht und Sendung des Reiches und die Ausbildung souveräner Staaten. Der Prozeß verläuft auf deutschem und italienischem Boden anders als etwa in Frankreich oder in England oder im europäischen Osten; aber auch da, wo das dem Zeitalter eingeborene Staatsideal nicht verwirklicht werden kann, bleibt es doch offenbar das Ziel der Entwicklung. Die europäische Ordnungsform ist nicht mehr das Reich des Abendlandes, das sich trotz allen Gegenfagen und inneren Konflikten als eine Einheit darstellte, sondern ein System von Staaten. Der Staat ist schlechthin der geschichtliche Ordnungsbegriff geworden, die europäische Geschichte ist grundfah Staatengeschichte, wie tiefgreifend sich auch die innere Struktur und Substanz der Staaten wandeln mögen. Die französische Revolution etwa, die in wesentlichen Bereichen des öffentlichen Lebens für ganz Europa entscheidende Umwälzungen herbeigeführt hat, bedeutet doch nur eine Ära, wenn auch eine noch so wichtige Ära, innerhalb der Neuzeit. Sie hat den Staat als tragenden Ordnungsbegriff des Zeitalters nicht entthront, sondern bestätigt und durch die geschichtliche Aktivierung der bürgerlichen und nationalen Kräfte eher noch schärfer herausgearbeitet. Die Bedeutung des modernen Staates, der seinen Mittelpunkt außer sich selbst anerkennt, ist auch dadurch nicht aufgehoben worden,

wenden

daß einzelne Staaten die Vorherrschaft über Europa angestrebt haben. Das System des sogenannten europäischen Gleichgewichts war nicht nur eine Tarnung der englischen Kontrolle über das Festland, es hat vielmehr nur unter der Voraussetzung funktionieren können, daß der Staat als der primäre politische Ordnungsbegriff anerkannt wurde. Mit dieser zentralen Tatsache setzt sich die Neuzeit gegen das Mittelalter ab.

#### Die Wendung.

Die Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts steht im Begriffe, den Staat als den in letzter Instanz gültigen Ordnungsbegriff der europäischen Geschichte zu überwinden. Damit wird das europäische Zeitalter der Neuzeit liquidiert. Das dritte Europa geht zu Ende, das vierte beginnt. Diese grundstürzende Wendung, die inzwischen durch den europäischen Entscheidungsskampf gegen den Bolschewismus noch schärfer akzentuiert worden ist, war vor einem Jahre das Thema einer in Nürnberg von Walther Plaghoff (Universität Frankfurt) und Theodor Mayer (Universität Marburg) geleiteten Arbeitsstagung der deutschen Hochschullehrer der mittleren und neueren Geschichte. Die auf dieser Tagung gehaltenen Vorträge, die sich zu dem eingangs zitierten Worte Reichsches bekennen, sind mittlerweile in einem Sammelbande veröffentlicht worden, der den inneren Zusammenhang schon im Titel ankündigt: „Das Reich und Europa“. (Verlag Köhler und Amelang, Leipzig). Paul Ritterbusch (Universität Kiel) hat den springenden Punkt in einem zusammenfassenden Geleitwort klar herausgearbeitet. Es gipfelt in der Feststellung: „Diejenige Epoche, die man vom Blickpunkt unserer Geschichte und derjenigen Europas im allgemeinen als die Neuzeit bezeichnet, geht nicht nur als bestimmte politische Gestalt unserer eigenen Geschichte, sondern auch als bestimmtes geschichtliches System ganz Europas ihrem Ende entgegen.“ Die Neuordnung des europäischen Deutschlands im großdeutschen Reich hat die Bedeutung dieser Wendung vielleicht eine Zeitlang verdecken können. Sie mochte sich vorübergehend vornehmlich als die Erfüllung einer auf den geschlossenen Nationalstaat gerichteten deutschen Einigungsbewegung, als die Vollendung der im vorigen Jahrhundert unter Bismarck erkämpften kleindeutschen Einigung, im ganzen also als ein Ereignis der europäischen Staatengeschichte darstellen. In solcher Deutung aber, so einleuchtend sie erscheinen mochte, blieb das Wichtigste unberücksichtigt. Denn in Wirklichkeit liegt zwischen der kleindeutschen und der großdeutschen Lösung der deutschen Frage die Basis eines Zeitalters. Das Reich Bismarcks war trotz seinem Namen kein Reich, sondern ein Staat, der sich in das nach Staaten geordnete politische System Europas einfügte und es grundsätzlich anerkannte. Das heutige Reich hingegen knüpft an echte Traditionen des Reichsgebankens an. Es konstituiert sich als überstaatliche Ordnungsmacht und übernimmt überstaatliche Verantwortung. Damit wird aber auch für Europa „der Staat als der Träger eines besonderen zwischenstaatlichen Rechtes überwunden. Der aus ganz bestimmten historischen Bedingungen erwachsene, sogenannte moderne Staat mit seiner ihm eigentümlichen Begriffswelt der Souveränität und Durchdringlichkeit hat als bestimmende Idee und Macht und als ausschließliche Ordnung sowohl unserer eigenen Geschichte als auch der Geschichte Europas nunmehr einer neuen Wirklichkeit weichen müssen“ (Ritterbusch).

#### Die Aufgabe.

Mit dieser Erkenntnis wird die Wendung vom dritten zum vierten Europa klar umschrieben. Ihre geschichtliche Rechtfertigung ergibt sich aus den bereits erkennbaren Strukturelementen der neuen Wirklichkeit. Sie sind freilich nur in einem weiteren Zusammenhang zu erfassen. Denn das vierte Europa präsentiert sich nicht nur als ein Ergebnis seiner eigenen Geschichte, sondern auch in enger Verbindung mit einer weltpolitischen Umwälzung. Ihr gültiger Ausdruck ist der zwischen Deutschland, Italien und Japan abgeschlossene

Dreimächtepakt, der sich als aktivster Träger und wirksamstes Instrument der weltpolitischen Umwälzung erweist. Mit seiner Existenz und Wirksamkeit wird dreierlei bezeugt: erstens daß England mit seiner Kampfstellung gegen eine eigenständige Neuordnung des europäischen Festlands die Basis seiner Weltstellung zerstört; zweitens daß nunmehr endgültig auch die außereuropäischen Großmächte in den Endkampf um die Bestimmung des neuen Zeitalters eingetreten sind; drittens endlich, daß die im Dreierpakt verbundenen und bisher von der geschichtlichen Entwicklung benachteiligten Mächte (die „Habenichtse“) geschichtlich berufen sind, der neuen Ordnung der Dinge ein weltpolitisch verbindliches Format und Gewicht zu geben. In diesem Weltzusammenhang rückt das vierte Europa vor seine geschichtliche Verantwortung. Es hat die Aufgabe zu lösen, einen großen, weltpolitisch abgegrenzten Raum, der durch staatlichen Partikularismus in Krise und Anarchie geraten ist, nach überstaatlichen Prinzipien als Einheit zu erfassen und zu ordnen — nicht nach Willkür freilich, sondern im Einklang mit der durch die Entwicklung der modernen Wirtschaft und Technik ins öffentliche Bewußtsein gerückten Solidarität der echten Lebensinteressen aller seiner Völker, im Einklang aber auch mit den durch die Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts bestätigten politischen Elementen der Führung, Rangordnung und Gliederung. Die Wendung vom dritten zum vierten Europa führt von der geschichtlichen Ordnungsform des Staates zu einer überstaatlichen Ordnungsform, zur Ordnungsform des Reiches. Der Reichsbegriff trägt den Glanz großer Traditionen. Gleichwohl ist er heute ohne alle Romantik als eine politische Realität zu nehmen. Er wird umfassend erst zu definieren sein, wenn das vierte Europa seine endgültige Gestalt gewonnen hat. Aber schon im Endkampf um das vierte Europa bezeichnet er ein saßbares Zukunftsbild, einen erkennbaren Weg: vom europäischen Partikularismus zum europäischen Zusammenschluß, von der europäischen Vielstaaterei zur überstaatlichen Ordnung der europäischen Einheit.



Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 488

## Der Sinn der europäischen Geschichte.

In den neuesten Veröffentlichungen, die die Gesellschaft für Europäische Wirtschaftsplanung und Großraumwirtschaft wiederum unter dem Titel „Nationale Wirtschaftsordnung und Großraumwirtschaft“ herausgibt, befaßt sich ein bemerkenswerter Beitrag von Professor Th. Mayer (Mairburg) mit dem Sinn der europäischen Geschichte. Nach einem Ueberblick über die gegensätzliche Rolle die das römische Reich und die Germanen für Ausgang und Richtung der europäischen Geschichte der letzten zwei Jahrtausende gespielt haben, fährt Professor Mayer folgendermaßen fort:

„Die deutsche Kaiserzeit ist die stolzeste Tradition der deutschen Geschichte, aber den größten Vorteil von ihren Leistungen hatten das Abendland im allgemeinen und die Nationalstaaten, die sich im Schatten des Kaisertums in voller Ruhe entwickeln konnten. Die Nationalstaaten sind aus anderer Wurzel erwachsen als das deutsche Reich, sie stammen ihrerseits vom römischen Reich ab, weil sie seine staatliche Tradition übernommen haben. Und so wie die römische Weltreichstradition durch die Germanen lebendig erhalten worden ist, so ist auch die römische Staatlichkeit von den Germanen bewahrt worden, die sie übernommen und mit ihrer lebendigen Energie erfüllten. Vor allen anderen sind die Normannen durch eine Reihe von Staatsgründungen hervorgetreten. Sie haben eine straffe Organisation des Volkes durchgeführt, den staatlichen Apparat streng zentralistisch erfaßt und damit eine neue Staatsform geschaffen. In Polen und in Rußland, in der Normandie, in England und in Unteritalien haben sie sich als Staatsgründer von stärkstem Ausmaß betätigt, sie sind die eigentlichen Begründer der modernen europäischen Nationalstaaten gewesen. Während die Franken den Gedanken des Reiches und der europäischen Ordnung von der europäischen Mitte aus zu verwirklichen trachteten, haben die Normannen umher die Randstaaten begründet oder zu neuem Lebensaufbruch erweckt. So stehen sich im europäischen Staatensystem diese beiden Typen gegenüber, beide von Germanen getragen und doch stark verschieden in ihrem Aufbau und ihrem Ziel.

Der Weltreichsgedanke begann abzusterben, man brauchte das Reich nicht mehr, es gab keine auswärtige Gefahr, die die Völker und Staaten hätte zusammenhalten müssen, Europa konnte sich eine Zersplitterung in Nationalstaaten leisten, die europäischen Nationen, mittlerweile unter dem Schutz des Reiches erstarkt, konnten sich für sich konstituieren. Man soll die wirklichen Leistungen der Nationalstaaten nicht verkleinern. Die Bildung der Nationen und ihrer Staaten entsprach einer organischen Entwicklung, die Nationalstaaten haben Europa eine großräumige Gliederung gegeben, sie waren auch so stark, daß sie einzeln über

Europa hinausgreifen konnten. Eine Notwendigkeit zur Zusammenfassung bestand nicht. Aber die Mitte war zerfallen, Deutschland war zersplittert, der Gedanke der Souveränität hatte den europäischen Ordnungsgedanken, aber auch das Reich vernichtet. An die Stelle des Reichsgedankens, der jederzeit über die nationalen Grenzen hinaus eine Ordnung herbeiführen wollte, trat der Nationalstaatsgedanke, der über die eigenen Grenzen hinaus wirkte, um fremde Völker seinem Machtstaat zu unterwerfen, der seinen Wesen nach in jedem anderen Nationalstaat einen Konkurrenten und Gegner erblickte und Europa politisch zerriss. Es blieb daher die Frage, ob das System der Nationalstaaten, das letzte politische Ordnungsprinzip Europas darstellen und für alle Zeiten genügen konnte.

Die weltgeschichtliche Leistung der europäischen Nationalstaaten in der Neuzeit war die Erlangung der Herrschaft über die ganze Welt. In einem unerbörten Siegeszug, der durch Jahrhunderte anhielt, ist dieses in der Weltgeschichte bis dahin ungeahnte Werk gelungen. Europa übernahm die Führung der ganzen Welt in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht, seine Maßstäbe wurden die allein gültigen, seinem System mußten sich alle anderen anpassen. Das war das Werk der europäischen Nationalstaaten, nicht in gleichem Maße der europäischen Völker, denn die Deutschen und auch die Italiener waren daran als Völker erheblich beteiligt, aber weil diese beiden Völker keinen Nationalstaat hatten, der hinter ihnen stand, wurde die Welt ohne sie verteilt. Spanien und Portugal, Frankreich und Holland, vor allem aber England haben ihre großen Kolonialreiche aufgebaut, die sie für sich beherrschten. Höhepunkt der europäischen Weltherrschaft schien vielleicht der chinesische Boxeraufstand zu sein, als Truppen aller europäischen Staaten zusammen gegen China operierten. Es war aber doch schon ein Zeichen des Verfalls jenes nicht von Gesamteuropa, sondern von den europäischen Nationalstaaten getragenen Weltherrschaftssystems, daß man zu einer Vereinigung wenigstens gegen Außer-europa schritt; sie hatte auch keinen tragfähigen Untergrund, denn bald nachher standen die europäischen Völker untereinander im schärfsten Kampf gegen Deutschland, das aus der Solidarität der europäischen Völker verdrängt wurde. Das Pendel hatte schon vorher klar zurückzuschwingen begonnen, als sich 1776 die Vereinigten Staaten von der englischen Herrschaft freimachten. Der nächste Schritt war die Verkündung der Monroedoktrin 1823, durch die die völlige Ausschaltung Europas aus den amerikanischen Verhältnissen zum richtunggebenden Programm für die Vereinigten Staaten, ja für ganz Amerika gemacht wurde. Der Aufstieg Japans im 19. Jahrhundert, sein Sieg über China und dann über Rußland waren nicht weniger wichtige

wenden

Etappen. Vollendet, ja schon ins Gegenteil gegen früher vorge-  
 trieben, wurde diese Entwicklung aber durch den Welt-  
 krieg 1914 bis 1918, durch den außereuropäische Staaten  
 entscheidend in innereuropäische Verhältnisse hereingezogen  
 wurden. Damit war die Neuzeit, das Zeitalter der Vorherr-  
 schaft der europäischen Nationalstaaten über die Welt, abge-  
 schlossen. Das in sich zerrissene Europa beherrscht die Welt  
 nicht mehr, vielmehr steht Gesamteuropa wieder einer ge-  
 meinsamen Gefahr gegenüber wie im 5. Jahrhundert den  
 Hunnen, im 8. Jahrhundert den Arabern, im 13. Jahrhundert  
 den Mongolen und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit  
 den Türken, die Vereinigten Staaten und der Bolschewismus  
 bedrohen Europa tödlich, während Englands Weltherrschaft  
 zusammenbricht. Das Christentum, einmal als einheitliche  
 geistige Macht eine entscheidende, kulturelle Grundlage des  
 Abendlandes, hat diese Funktion verloren.

Wir haben einen Unterschied zwischen Kern- und  
 Randeuropa gemacht. Kerneuropa, das Deutsche Reich, hat  
 immer europäisch, und zwar im Sinne einer europäischen  
 Ordnung gedacht, Randeuropa dachte nationalstaatlich, im  
 Sinne einer Beherrschung Europas, aber auch der Welt  
 im Interesse der eigenen Macht, staatsindividualistisch und  
 nicht gemeineuropäisch war diese Politik ausgerichtet. Die  
 europäischen Randstaaten können sich von innereuropäi-  
 schen Konflikten heraushalten, Deutschland niemals. Wo  
 immer es einen Streit oder Gegensatz gibt, muß Deutsch-  
 land als die zentraleuropäische Macht Stellung nehmen,  
 immer ist seine eigene Existenz bedroht. Für alle anderen  
 europäischen Staaten kann unter Umständen ein europäi-  
 scher Krieg vorteilhaft sein, niemals für Deutschland, das  
 immer daran beteiligt wird und daher das unbedingte  
 Interesse an einem europäischen Frieden hat.

Ein einheitlich beherrschtes Europa hat sich bisher

noch immer als undurchführbar erwiesen, ein einheitlich  
 geführtes Europa hat dagegen lange bestanden. Die Füh-  
 rung kann aber nur von einem Staat ausgehen, der grund-  
 sätzlich und ausschließlich europäisch denkt und nicht von  
 Staaten, wie jenen europäischen Randstaaten, die mit ihren  
 Interessen immer zur Hälfte außerhalb Europas standen.  
 Die einheitliche europäische Führung ist aber notwendig,  
 denn die Zeit der Herrschaft der europäischen National-  
 staaten über die Welt, ja sogar der Sicherung Europas  
 durch Einzelstaaten, ist vorbei. An ihre Stelle ist ein Zeit-  
 alter getreten, in dem die einzelnen Kontinente nicht ein-  
 fach nebeneinander stehen, sondern sich in lebhaftem Wett-  
 bewerb befinden, in dem Weltherrschaftstendenzen außer-  
 halb Europas lebendig werden."

Der Sinn des Weltkrieges von 1914 bis 1918 war, so  
 schließt der Aufsatz Mayers, europäisch gesehen ein nega-  
 tiver, ein auflösender, der Sinn des gegenwärtigen Welt-  
 krieges ist ein positiver, aufbauender. Er solle der letzte  
 Krieg europäischer Völker untereinander sein und zu jener  
 europäischen Ordnung führen, die allein die Sicherheit  
 und den Bestand Europas und der europäischen Völker  
 gewährleisten könne. Niemals in der Geschichte sei aber  
 eine solche Ordnung von woanders als von der europäischen  
 Mitte ausgegangen, die Randstaaten wären dazu nie im-  
 stande und auch nicht gewillt gewesen. Das Erbe Karls  
 des Großen, das germanische Europa, könne nur von  
 Zentraleuropa, nicht von den Randstaaten getragen, nur  
 durch eine einheitliche Führung, nicht durch ein die posi-  
 tiven Kräfte auflösendes Gleichgewichtssystem gewahrt  
 werden. Das sei die Lehre, die uns die europäische Ge-  
 schichte gebe und die große, aber auch schwere Aufgabe,  
 die von den Germanen, in erster Linie von den Deutschen,  
 auf sich genommen worden sei. Der Sinn der europäischen  
 Geschichte sei, daß Europa sich selbst erhalte.



# Die historische Aufgabe Europas

bb Peter der Große suchte zivilisatorische und kulturelle Berührung Rußlands, das bis dahin außerhalb der europäischen Gemeinschaft gelebt hatte, mit dem Westen. Für den „Westen“ war zwar nicht Deutschland allein der Inbegriff, jedoch hatte Deutschland dabei ein natürliches Übergewicht und so zog Peter vor allem Deutsche für seinen Plan der „Europäisierung“ seiner Völker heran. Die „Europäisierung“ blieb aber, im ganzen genommen, oberflächlich, und bis heute ist es in Rußland strittig, ob das Vorhaben Peters für Staat und Volk vorteilhaft gewesen ist, zumal die „Europäisierung“ zunächst nur ständige Krisenerscheinungen zeitigte. Die Deutschen, die von Peter als die Vermittler der europäischen Zivilisation berufen worden waren, wurden im Volk als unliebsame Eindringlinge empfunden, und insoweit das Vorhaben Peters Haß gegen die Fremden hervorrief, waren natürlich vornehmlich die Deutschen Ziel dieses Hasses.

Diese Begegnung des Reiches Peters mit Europa hatte allerdings auch eine verstärkte allgemein-politische Interessennahme des großen Reiches an Europa zur Folge. Das sogenannte Testament Peters, das allerdings erst 1797 verfaßt wurde und also unecht ist, aber die Zielsetzungen der russischen Politik, wie sie Peter vorgeschwebt haben mögen, wohl richtig wiedergibt, bestätigte das erhöhte Interesse Rußlands an Europa, so, wenn es Peter seinen Nachfahren den Rat erteilen läßt, Rußland müsse sich in alle Angelegenheiten Europas einmischen und dabei vor allem Deutschland als Objekt solcher Einmischung suchen, ja daß Rußland über Deutschland ein „Protektorat“ ausüben müsse in der Form, daß es die Gegensätze der Einzelstaaten mit dem Kaiser fördere. Die Erhaltung einer „ständigen Unruhe“ empfiehlt das „Testament“ auch in Polen, das übrigens Rußland anheimfallen müsse. Die Herrschaft über die Ostsee müsse den Schweden genommen und Schweden selber müsse zerstückelt werden. Daß Konstantinopel als Ziel des russischen Imperialismus auch in diesem „Testament“ auftritt, versteht sich am Rande. Auch die Herrschaft über Persien und Indien gilt als Ziel; Österreich solle vernichtet werden, nicht minder aber auch Frankreich.

Dieses „Testament“ ist im Jahre 1812 bekanntgeworden, und tatsächlich hatte die russische Politik seit Peter so verfahren, als ob sie sich eng an seine Ratschläge gehalten hätte. Friedrich der Große nannte Rußland „eine der furchtbarsten Mächte“, hatte er doch im Siebenjährigen Krieg seine Last mit ihm, so daß er, angesichts des preußisch-österreichischen Gegensatzes, schließlich Annäherung an Rußland suchte, was freilich den Russen die Möglichkeit verschaffte, in dieser oder jener Form in die deutschen Gegensätze sich einzumischen. Der damals wohl bedeutendste Eingriff Rußlands in die europäischen Dinge ist in Polen erfolgt, wo Katharina die Große die innere Zerrissenheit unterstützte, um schließlich einmal Polen einheimsen zu können; sie mußte bei den Teilungen aber die Partnerschaft Preußens und Österreichs annehmen. Unterdessen riß die Serie der Türkenkriege nicht ab.

## Napoleon zeugt Europa gegen Rußland

Rußland stand mitten in den europäischen Dingen, und als Napoleon seine Auseinandersetzung mit Rußland, die er als eine Auseinandersetzung Europas mit dem Ostslawentum aufgefaßt wissen wollte, begann und Europa zu einer „Einigung“ zwang, verstand es Alexander I. nach der Niederlage des Korsen in Rußland als Gegenanschlag Europa gegen Napoleon zu einigen. Die Armeen Alexanders kämpften in den Befreiungskriegen für die Freiheit Europas vom napoleonischen Joch nicht umsonst, der Friede brachte Rußland das napoleonische Herzog-

tum Warschau zurück. Die ideologisch vorherrschende Stellung Alexanders auf dem Wiener Kongreß freilich bedeutete kein Glück für die europäischen Völker, denn Alexander wußte in dem Dreikaiserbündnis die eigenen innerpolitischen Bedürfnisse, die Reaktion gegen die Gedankengänge der Französischen Revolution, zum gemeinsamen Ziel der drei Reiche zu machen. Diese staatspolitisch-ideologische Begegnung des Zarismus mit Österreich und mit-Preußen fand bei den Völkern Österreichs und Preußens aber keinen Widerhall und konnte es auch nicht, weil es sich lediglich um dynastische und im Grunde volksfeindliche Interessen handelte. Und man kann gewiß auch nicht sagen, daß die „Heilige Allianz“ das Slawentum Mitteleuropa — oder umgekehrt — nähergebracht hätte. Die freiheitlichen politischen Strömungen in Mitteleuropa unterhölten die „Heilige Allianz“; die außenpolitischen Gegensätze der Partner blieben bestehen und wurden durch die Weiterentwicklung sogar verschärft.

Preußens und später des Deutschen Reiches Beziehungen zu Rußland blieben dank Bismarck im ganzen genommen stabil, und so konnte Wilhelm I. 1871

Versailles an Alexander II. das die politische Situation scharf beleuchtende Danktelegramm senden: „Nie wird Preußen vergessen, daß es Ihnen verdankt, daß der Krieg nicht äußerste Dimensionen angenommen hat.“ Gortschakow jedoch glaubte den Aufstieg des Deutschen Reiches mit Besorgnis verfolgen zu müssen. So sehr Bismarck darauf bedacht war, den „Draht nach Petersburg“ intakt zu halten, vom Berliner Kongreß schied Rußland enttäuscht, und wenn Bismarck später auch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland abschließen konnte, so wurde, gerade weil dieser Vertrag und das deutsche Bündnis mit Österreich die Bewegungsfreiheit Rußlands auf dem Balkan einengten, doch jene Tendenz der Petersburger Politik gestärkt, die eine Annäherung an Frankreich erstrebte. Die panslawistische Idee wuchs mächtig an, und das Zarentum ließ ihr, um die Öffentlichkeit von den innerpolitischen Fragen abzulenken, freie Bahn. Die panslawistische Idee empfand das Interesse Österreichs an den Balkanfragen als unbequem, und die Propagandisten dieser Idee unterstellten, daß der österreichische Widerstand gegen Rußland auf dem Balkan nur auf den Rückhalt Wiens am Deutschen Reich zurückzuführen sei. Die unvermeidliche Folge davon war, daß der Panslawismus in der Politik Deutschlands den mittelbaren Gegner Rußlands auf dem Balkan erblickte, trotz der wiederholten Bekundungen Bismarcks, daß das Reich auf dem Balkan keine besonderen Interessen verfolge.

## Bündnis mit Frankreich gegen Deutschland

Der Rückversicherungsvertrag verfiel unter den bekannten Umständen, und damit war das Band gelöst, welches das Deutsche Reich mit Rußland verknüpfte; andererseits wurde Rußland frei, seine Politik anderweitig auszurichten. Frankreich sah eine Chance und ließ sie nicht aus dem Auge, dabei unterstützt von jenen russischen Kreisen, die, wie erwähnt, den Aufstieg des Deutschen Reiches beargwöhnten und darin eine Gefahr für Rußland sahen, und von jenen anderen mehr innerpolitisch orientierten Kreisen, die von einem Zusammengehen mit Frankreich, das ihnen als Hort der Demokratie und des Parlamentarismus galt, reformierende Einflüsse und Abbau der zaristischen Autokratie erhofften. Rußland begann Gefallen an der „Gleichgewichtspolitik“ zu finden. Um ein Gegengewicht gegen Deutschland zu schaffen, wurde dann das Bündnis mit Frankreich geschlossen, und später entstand die Triple-Entente, durch die Rußland schließlich in den Krieg gegen Deutschland gezogen wurde. Rußland begünstigte alle ausschweifenden Kriegsziele Frankreichs und erwartete von seinem Ver-

Wendung

bündeten Zustimmung für die russischen Kriegsziele, unter denen Konstantinopel, und darin eingeschlossen, die Vorherrschaft auf dem Balkan, an der Spitze standen. Die westlichen Verbündeten willigten mit halbem Herzen ein, weil die prekäre militärische Lage ihnen keinen Ausweg ließ. Der Ausgang des Weltkrieges vernichtete alle seine imperialistischen Hoffnungen des Zarenreiches mit ihm, brachte aber einen Zusammenstoß Englands und Frankreichs mit Rußland, in dem der Bolschewismus die Macht ergriffen hatte. Der englisch-französische Interventionskrieg war weit davon entfernt, weltanschauliche Motive zu haben. Zwar war der Bolschewismus der militärische Gegner, aber nicht als Träger einer gefährlichen Idee, sondern als Verweigerer der Rückzahlung der französischen Anleihen für das Zarenreich und als Besitzer wichtiger Petroleumgebiete, auf die England sein Augenmerk richtete; in dem Interventionskrieg galt es, Faustpfänder zu erlangen.

#### Die geplante Absperrung gegen Osten

Auch in dem Krieg, in den der neuerstandene westslawische Staat Polen mit dem bolschewistischen Reich verwickelt wurde, stand Frankreich, durch die Lieferung von Kriegsmaterial und Beratung der militärischen Führung, gegen den einstigen Verbündeten. Die Bildung der Randstaaten (und darunter vornehmlich Polens) war eine britisch-französische Konzeption (als unumgängliche Folge des von den Verbündeten verkündeten „Selbstbestimmungsrechts“ der Völker), als Absperrriegel, als Cordon sanitaire, aber in erster Linie machtpolitisch gedacht. Das militärische Bündnis, das Frankreich sogleich mit dem neuen Polen einging, offenbarte den besonderen Zweck, den es mit der Wiederherstellung Polens verfolgte. Polen sollte in der Bündnispolitik Frankreichs das ausgefallene und zum mindesten zeitweise zum Gegner gewordene Rußland ersetzen — gegen Deutschland, das trotz des Versailler Diktats noch immer gefürchtet wurde. Auch die anderen Westslawen, die Tschechen, wurden für dies „Zangensystem“ gewonnen, und somit die Westslawen als Werkzeug der Westmächte gegen die Mitte Europas, gegen Deutschland, eingesetzt. Als die französisch-sowjetischen Beziehungen sich besserten, wurde Polen für Frankreich uninteressant, zumal Polen kein Bündnis mit der Sowjetunion wollte, durch das diese beiden slawischen Völker gemeinsam Bundesgenossen Frankreichs geworden wären. Polen fürchtete das Durchmarschrecht, das es in einem polnisch-sowjetisch-französischen Vertrag der Sowjetunion hätte zugestehen müssen, denn es war sich klar darüber, daß die Sowjetunion dies Durchmarschrecht zur Bolschewisierung Polens ausgenutzt haben würde. Statt dessen zog Polen eine Annäherung an Deutschland vor, die in dem Vertrag vom 26. Januar 1934 ihren Ausdruck fand. Ohne daß Polen dabei das Militärbündnis mit Frankreich aufgegeben hätte, entschied es sich für engere Zusammenarbeit mit seinem großen westlichen Nachbar, gewiß nicht zur Freude Frankreichs, das sein Bündnissystem brüchig werden sah. Der deutsch-polnische Vertrag hat allerdings nicht das gehalten, was er zu versprechen schien, denn der polnische Chauvinismus verharrte in seiner Tannenberg-(Grunwald-)Mentalität aus der Zeit der kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Deutschen Orden und in der Mentalität jenes verhängnisvollen Wortes, wonach, solange die Welt stehe, der Pole nicht des Deutschen Bruder sein könne. Als der deutsch-polnische Vertrag seine Bewährungsprobe ablegen sollte, indem Polen sich zur Regelung der für Deutschland unerträglichen Bestimmungen des Versailler Diktats bereit erklären sollte, versagte sich die Warschauer Regierung, gestützt auf das Militärbündnis mit Frankreich und die im April 1939 von England gegebene „Garantie“, einer freundschaftlichen Regelung und forderte damit den Krieg heraus. Frankreich hatte unterdessen 1935, als Folge des deutsch-polnischen Vertrags von 1934, den französisch-sowjetisch-tschechischen Vertrag abgeschlossen und damit in neuer Form das Slawentum gegen Deutschland mobilisiert. In der „Tschechenkrise“ 1938 wurde dieser Vertrag zur Enttäuschung Beneschs allerdings nicht „aktiviert“.

Als die Lage zwischen Deutschland und Polen sich im Sommer 1939 zuspitzte, gelang es der deutschen Diplomatie im Gegenteil, die Sowjetunion von einem Zusammenwirken mit Frankreich und England in dem bevorstehenden Konflikt abzubringen. Der deutsch-sowjetische Vertrag von Ende August 1939 bewerkstelligte, wie wir es wiederholt gekennzeichnet haben, eine Auseinandersetzung Deutschlands mit der Sowjet-

union, eine Scheidung der Lebensräume, und er hätte die Grundlage eines friedlichen Einvernehmens bilden können, wenn die Sowjetunion diese Abmachung ehrlich einzuhalten entschlossen gewesen wäre. Tatsächlich suchte der Kreml aber nur Zeit zu gewinnen für eine intensivere Vorbereitung des Krieges gegen Deutschland, weil er hoffte, daß Deutschland und die Westmächte sich bei ihrem Waffengang gegenseitig so sehr schwächen würden, daß ein Krieg der Sowjetunion gegen Deutschland zu verhältnismäßig leichtem Erfolg führen würde. Stalin war jedenfalls zum Krieg gegen Deutschland entschlossen. Die Gefahr für Deutschland wuchs, und um sie abzuwenden, entschloß sich der Führer zum Krieg gegen die Sowjetunion.

Was unschwer vorauszusehen war, trat ein: die Konstellation des Weltkrieges wurde zu neuem Leben erweckt. Die Koalition der plutokratischen Westmächte mit der bolschewistischen Sowjetunion bedeutet heute aber mehr als damals die Auslieferung Europas an das Ostslawentum, und zwar nicht an das Ostslawentum schlechthin, sondern an das Ostslawentum mit seiner neuen und besonders gefähr-

lichen Prägung durch den Bolschewismus, von dem der Träger dieses Verrats an Europa, Churchill, in einer Zeit, wo er noch einer besseren Erkenntnis zugänglich war, gesagt hat, das neue russische System sei ein „verzehrendes Ungeheuer“. Aber das hinderte Churchill nicht, ganz Europa dem Bolschewismus als Gegengabe für die militärische Unterstützung darzubringen, selbst um den Preis, daß er einen Verrat an der eigenen Politik Großbritanniens begeht, denn ein bolschewisiertes Europa und britische Einflußmöglichkeiten in Europa schließen einander aus. Briten und Nordamerikaner sind die Steigbügelhalter des Bolschewismus geworden, und nicht nur des Bolschewismus als „Weltanschauung“, sondern gleichzeitig der sowjetischen Machtpolitik und damit des slawischen Vordringens gegen Europa.

Diese historische Situation beleuchtet gleichzeitig die gewaltige historische Aufgabe, die Deutschland und den mit ihm verbündeten Staaten Europas in diesem Kriege gestellt ist: Abwehr nicht nur des asiatischen Slawentums, wie es früher schon so häufig der historische Auftrag der Mitte Europas und in ihr vornehmlich des Germanentums gewesen ist, sondern Abwehr einer wegen des dem Bolschewismus eigenen Vernichtungsdranges noch erhöhten Gefahr für die abendländische Kultur.